

A. 335

B r i e f e

über

R e v a l

nebst Nachrichten

von

E s t h - u n d L i e f l a n d .



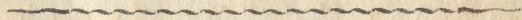
Ein Seitenstück

zu Merkels Letten.

Von

einem unpartheiischen Beobachter.

Johann Gottlob Meißner



Deutschland, 1800.



ERSTER BRIEF.

— — — — —
— — — — —

Reval*) ist eine dem ersten Anfalle kaum widerstehende Festung, die ungefähr tausend Häuser einschließt, aber bei weitem mehr Menschen, als in ihr wohnen, fassen könnte, wenn nicht fast durchgängig der größte Theil eines Gebäudes zu Getreideböden und Niederlagen eingerichtet wäre. Jetzt bedarf man der-

*) Diesen Namen soll, wie ein Schwede behaupten wollte, die Stadt von den in ihrer Nähe befindlichen Sandbänken, die im Schwedischen Sandrefvel heißen, erhalten haben. Daher schreiben auch manche richtiger: Rével.

selben freilich nicht mehr so häufig, als ehem, weil man gegenwärtig mehr Brauntwein als Getreide ausführt, und die benachbarten Städte die Einfuhr größtentheils an sich gezogen haben. Aus eben dieser Ursache macht man jetzt immer mehr solche Frucht- und Waarenhäuser bewohnbar, und räumt so ein trauriges Andenken an den ehemaligen Flor des Handels dieser Stadt aus dem Wege. Die Häuser, die man noch nicht modernisirt hat, sind alle so gebaut, daß an der vordern Seite der Giebel oben hervorragt. Dies giebt ihnen so ziemlich das Ansehn eines Klosters, wozu noch die undurchsichtigen alten Fenster beitragen, die an beiden Seiten der Hausthüre sich befinden, und mit dicken eisernen Stäben verwahrt sind. Die Hausthüre ist gewöhnlich verschlossen, und wird nur nach einem derben Schlage mit dem Klopfer geöffnet: denn die Wohnzimmer gehen in solchen alten Gebäuden nach dem Hofe (oder, wie man dort sagt, Gehöfte). Daher kommt es auch wol, daß sich die Leute dort einander weit weniger kennen, als es in größern Städten der Fall ist; daher kommt einestheils die Stille am Tage in den meisten Strafsen; daher macht das Klopfen des Nachts um 10 Uhr so selten eine Pause; daher könnte man oft des Nachts auf der Strafe beraubt werden,

wenn nicht die Matrosen unter so strenger Zucht stünden: jedoch weiß man auch Beispiele, daß einem der Huth oder gar der Pelz auf der Strafe geraubt wurde, und Mordthaten fallen jährlich in den Vorstädten vor. — Der geraden Strafsen sind in der Stadt nur zwei, nämlich die Löwen- und Rufs-Straße; die übrigen sind alle krumm und winkelig. Nimmt man dazu das grause Ansehn der Häuser, so kann man sich leicht vorstellen, wie düster die Strafsen seyn müssen. Das Pflaster besteht meistens aus großen rohen Steinen, und muß ziemlich alt seyn: denn das beweisen die tiefen Lücken, in welchen man leicht ein Rad brechen kann, und das an manchen Stellen ziemlich ausgefahrene Geleise. Innerhalb der Stadt erhebt sich im Süden ein steiler Fels von beträchtlicher Höhe. Er ist mit Häusern bebaut, deren Besitzer meistens Edelleute sind, so wie diese auch daselbst ihr Ritterhaus, und ihre Kirche mit dem Oberpastor der Landgeistlichen und einem zweiten Prediger haben. Auch steht hier das kaiserliche Schloß, in welchem der jedesmalige Gouverneur wohnt, und welches dem davor befindlichen Markte ein gutes Ansehn giebt. Überhaupt ist diese Gegend, die man den Dohm nennt, nicht nur der beste, sondern auch ein wirklich angenehmer Theil der Stadt:

denn obgleich hier eben so wenig, wie in andern Gegenden der Stadt, Symmetrie herrscht, so sieht man hier doch fast lauter ansehnliche und moderne Häuser, die nicht nur wegen ihrer trockenen und freien Lage gesunde, sondern auch durch die weite Aussicht, die sie über die ganze Gegend gewähren, angenehme Wohnungen abgeben müssen. Sonst haben sehr viele und vielleicht die meisten Häuser in der eigentlichen Stadt feuchte Wohnungen, welches wol theils von der Höhe und Dicke der an einander stoßenden Mauern, theils von der kalk-artigen Stein-art herrühren mag. In diesen feuchten und gewöhnlich auch düstern Wohnungen sperren sich nun die Menschen einen ganzen sieben Monate langen Winter ein, so dafs es mir unbegreiflich seyn würde, wie sie noch so gesund seyn könnten, wenn nicht täglich die Stubenluft durch die im Zimmer zu heitzenden Öfen von den giftigen Dünsten ein- oder zweimal gereinigt würde. Dem seit der Thronbesteigung Pauls I. neu eingerichteten Stadtrath gereicht es zum Ruhme, dafs er für die Reinigung der Strafsen besser sorgt, als es ehemals der Fall war, wo der zusammengefegte Koth wochenlang an den Häusern aufgeschüttet liegen blieb, und wo man, vorzüglich im Frühjahr, unmöglich über den grofsen

Markt gehen konnte, ohne bis über die Knöchel in einem Morast zu waden. Leider aber wird noch lange die abscheuliche Gewohnheit fortdauern, allen Haus- und Strafsen-unrath auf eine von dem Commandanten jedesmal angewiesene Stelle des Glacis zu führen, wodurch der Spaziergänger, der sich einem solchen Pfuhl nähert, nicht selten bewogen wird, entweder mit zugehaltener Nase seine Schritte zu beschleunigen, oder seinen Rückweg zu nehmen. Gerne würde ich diesem Spaziergange um die äufsern Wallgräben gänzlich entsagt haben, wenn ich einen andern in der Nähe der Stadt gekannt hätte. So aber mußte ich immer dahin meine Zuflucht nehmen, um doch wenigstens nach Beendigung meiner Tagsgeschäfte einige Bewegung in der freien Luft zu haben, und kehrte nicht selten mißmuthiger in mein Zimmer zurück, als ich dasselbe verlassen hatte. Und wie konnte dies auch anders seyn, da man noch froh seyn mußte, wenn man nicht schmutzigen und betrunkenen Matrosen begegnete, und sich übrigens auf diesem Spaziergange rings um die Stadt fast kein einziger erfreulicher Gegenstand dem Auge darbot. Auf der einen Seite sieht man die weitläufigen Vorstädte, die meist aus elenden, hölzernen, zuweilen am Dache durchsichtigen Häusern bestehen.

Hie und da sieht man zwar zwischen diesen halb unterirdischen Wohnungen der Russen Gärten, die aber ganz unansehnlich, und hinter hohen Bretterwänden versteckt sind. Auf der andern Seite ragen über die hohen Wälle Dächer und Thurmspitzen hervor, und man wendet daher den Blick nur darum dahin, um das Auge an der grünen Farbe des Grases auf den Wällen zu laben. Aber hinter dem Dohm wird man durchaus gezwungen, von der Stadt wegzusehen, indem hier (s. v.) die Abtritte ihre reiche Ausbeute zu Tage befördern. Nirgends wird man auf diesem ganzen Wege von dem Schatten eines Baumes erfreut, und man muß noch zufrieden seyn, wenn nur der Fahrweg trocken ist, weil ein kleiner Fußsteig auf der obern Seite des Glacis jedem Spaziergänger von dem Platzmajor verwehrt ist. Da auf diesem kleinen Fußsteig doch kein Gras wächst, und wenn dies auch wäre, doch nur wenig darauf wachsen würde, so scheint er diesen Befehl nicht sowohl zum Nutzen seines Viehstalls, als vielmehr deswegen gegeben zu haben, um seine despotische Macht zu zeigen. Dieser Mann, der wegen seines drückenden Verfahrens von der ganzen Stadt gehaßt wird, verdient hier wohl folgendes kleine Denkmal, um zu zeigen, wie viel in einem großen Reiche, wo tausend Ungerechtigkeiten

ungestraft begangen werden, eine kleine Stadt von einem solchen Manne leiden muß. Einst liefs er sich Vitriol-öhl holen; weil ihm aber dieses der Farbe nach nicht gut genug zu seyn schien, so schickte er es in die Apotheke zurück, und liefs sich besseres ausbitten. Der Provisor läst ihm hingegen antworten: das Vitriol-öhl sei gut und er habe kein besseres. Dies überzeugt ihn aber keineswegs, sondern er schickt den Bedienten nochmals in die Apotheke, und zwar mit dem Befehl, das Vitriol-öhl dem Provisor ins Gesicht zu spritzen, wofern er ihm kein besseres geben wolle. Der Provisor weigert sich standhaft; der Bediente droht mit seinem erhaltenen Befehle; und da jener nicht nachgiebt, so spritzt dieser, der die Befehle seines Herrn sklavisch zu befolgen gewohnt war, alles Vitriol-öhl nach ihm hin. Zum Glücke wandte der Apotheker noch geschwinde genug das Gesicht weg, und bekam also nur auf der Seite desselben einige Beschädigung; was aber auf das Kleid fiel, fraß sogleich bis auf die Haut, und vor Schmerz fiel der Unglückliche in Ohnmacht. Der Major wurde zwar vor Gericht angeklagt; da aber einige seiner Freunde den Apotheker bewogen, sich mit einer Geldentschädigung zu begnügen, so wurde die ganze Sache unterdrückt, und der Platzmajor — despotisirt in

Reval noch jetzt, so wie sonst. — Du wirst dich wundern, daß eine schon anhängig gemachte Criminalsache privatim abgethan werden konnte: aber dies ist gar leicht möglich in einem Lande, wo es so viele grose und kleine Despoten giebt, und diese letztern stets Creaturen von den erstern sind, die ihnen nur darum so viele Gewalt lassen, damit sie selbst nach Belieben despotisiren können. Daher kommt so manche himmelschreiende Ungerechtigkeit nicht vor des Kaisers Ohren, der nach seiner bekannten Gerechtigkeitsliebe sie nicht ungestraft hingehen lassen würde. Doch ich kehre zu meinem vorigen Gegenstand zurück, und führe Dich weiter in die umliegende Gegend der Stadt.

Gegen Norden blickst Du über eine Meeresfläche hin, die theils durch den Horizont, theils durch zwei eine Meile weit entfernte Inseln begränzt ist. Hier bildet der Strand einen weiten Meerbusen, der sich landeinwärts bis auf eine Entfernung von ungefähr 200 Schritten unter die Wälle der Stadt zieht, und so für eine grose Flotte eine sichere Rhede abgiebt.

Die Einfassung dieses Meerbusens bietet zwar keine Abwechselung dar, denn auf der westlichen Seite erblickt man, auf eine weite Strecke hinaus, eine Menge hölzerner

Hütten, die theils auf theils an kahlen Felsen unter einander geworfen zu seyn scheinen, und die östliche Küste besteht bloß aus einer mäsig hohen kahlen Wand von Kalksteinen, die nur in einer weiten Entfernung durch die Ruinen eines Klosters und ein schönes Landgut einige Mannigfaltigkeit erhält. Dessen ungeachtet ist dies doch die einzige angenehme Aussicht, die man von der Stadt aus hat. Der Anblick des offenen Meeres, war es im Sturme oder bei stillem Wetter, machte auf mich immer einen tiefen Eindruck, der noch mehr durch die ab- und zufahrenden Fahrzeuge und die auf der Rhede liegende Kriegsflotte verstärkt wurde. Im Südosten des Meerbusens schließt ein hölzernes ins Wasser gebautes Bollwerk den Hafen ein, der außer einer unbeträchtlichen Anzahl Handelsschiffe ungefähr 22 Kriegsschiffe faßt. Erstere liegen an einer hölzernen Brücke, die aber von äußerst schlechter Beschaffenheit ist, und den Fußgänger bei jedem Schritte in Gefahr setzt, ein Bein zu brechen. Aber dennoch ist dies ein häufig besuchter Spaziergang, da er der einzige in der Nähe ist, der einige Unterhaltung gewährt. Geht man von diesem Standpunkte aus neben der Stadt nach Osten hin, so kommt man bald an eine Menge in einem Viereck stehen-

der russischer Buden, bei denen man von Pech und Theer starrende Matrosen und loses Gesindel antrifft, die da ihren Markt halten. Dieser Markt heisst der Lausemarkt, und wenn es nur irgend der Koth auf dem Wege zulässt, so nähert man sich so wenig wie möglich diesem Orte. Lenkt man auf dieser Stelle von der Stadt ab, so kommt man durch eine ziemlich gut angebaute Strasse der Vorstadt in fünf und zwanzig Minuten nach Katharinenthal, einem Denkmale Peters I. Man meint, sich einem Gehölze zu nähern, freut sich, endlich einen Schatten gefunden zu haben, und tritt unvermuthet in die dunkeln, vom Gesange der Nachtigallen und anderer Vögel belebten Gänge eines Gartens von grosser Anlage, in dessen Mitte ein ansehnliches Schloß einen mit hohen Bäumen eingefassten Rasenplatz ziert. An der einen Ecke des Schlosses sieht man einen von Kalk leer gelassenen Ziegelstein, den Peter I. selbst gelegt haben soll. Auch zeigt man im Schlosse noch sein ehemaliges Wohnzimmer, einen Schlafrock und ein paar schwere Pantoffeln, als ein Andenken von ihm. Sonst hat dies Schloß, aufser einem hohen Saale, nichts sehenswerthes, und es würde ganz unbenutzt da stehen, wenn es nicht der Admiral zu seinem Sommer-aufenthalte gewählt hätte. Hinter dem Schlosse,

wo sich das Erdreich beträchtlich hebt, sieht man kaum noch bemerkbare Spuren von Wasserkünsten, und zur Linken tritt man in eine vortrefliche Allee, die des Sonntags von vielen Menschen wimmelt. In den Wochentagen wird dieser Garten, wegen des langen und unangenehmen Weges, fast gar nicht besucht, und ich selbst gieng nur selten dahin, weil man da gegen Abend leicht überfallen werden konnte; oder vielmehr, weil ich durch meine Freunde so in Furcht gesetzt war, daß ich an diesem Orte zu meiner Vertheidigung immer bereit seyn zu müssen glaubte. Diese Furcht war gewiß ungegründet, so wie der Verdacht, den viele dortlebende Deutsche gegen die russischen Matrosen gefast haben, ungerecht ist: denn ich habe oft auf ganz einsamen und entlegenen Plätzen Matrosen angetroffen, die zwar mehr eine abschreckende als einnehmende Miene hatten, mir aber immer höflich aus dem Wege giengen. Für diese Classe von Menschen hat man vor zwei Jahren angefangen, an der östlichen Seite von Katharinenthal auf der am Strande sich hinziehenden Erderhöhung Casernen von grossem Umfange zu bauen. Der ganze Platz wird, um diese rohen Menschen besser im Zaum zu halten, von Wällen eingeschlossen werden, und so zugleich das Ansehn einer Stadt ge-

winnen. Bis jetzt liegen die Matrosen im Lande vertheilt, wo jedes Edelgut ein Quartierhaus unterhält, in welchem ein Offizier mit einer Anzahl Matrosen wohnt. Wenn auch gleich ein solcher Offizier bei dem benachbarten Edelmann den Umgang gebildeter Menschen finden kann, so würde es dennoch kein Wunder seyn, wenn er durch das lange Zusammenleben mit rohen Matrosen, oft auch in einer ganz einsamen Gegend und ohne Lectüre, zum wilden Menschen ausartete; man findet aber unter ihnen feine und artige Leute, und vielleicht kann man nur dem kleinern Theile derselben Rohheit zuschreiben. Dafs bei diesen so eingerichteten Einquartierungen Excesse vorkommen können, und es Beispiele giebt, wo, mit wahrscheinlichem Einverständnis des Offiziers, einem Bauer eine Kuh weggeführt wurde, wirst Du wol sehr natürlich finden.

Aufser Katharinenthal trifft man noch einen andern angenehmen, aber drei Viertelstunden von der Stadt entfernten Platz, auf der Landzunge, die die Rhede von der Westseite einschließt, an. Der Weg dahin geht über eine mit Riethgras und Haidekraut bewachsene Ebene, bis man bei der Spitze der Landzunge an ein angenehmes Gehölze kommt, neben welchem der Begräbnisplatz der Stadt

angelegt ist. Dieser ganze Erdwinkel ist eingezäunt, und hat aufser einer guten Viehweide auch eine ansehnliche Ziegelbrennerei: daher sein Name Ziegelskoppel. Hier könnte man einen bequemen Ort haben, um im Freien der Natur und in guter Gesellschaft einen halben Tag zu campiren, indem diese Gegend nicht gar weit von der Stadt entfernt ist, gleich einem natürlichen Parke vortreffliche Spaziergänge hat, und man auch überdies in einem Wirthshause allerlei Getränke bekommen kann. Aber für solche Vergnügungen haben die Menschen dort keinen Sinn, und kommen daher nur zur Zeit der Reife der Nüsse in diese Gegend. Macht man sie daher auf die Schönheiten der Natur aufmerksam, so sieht man bald an ihrem starren Blicke, dafs man nicht verstanden wird. Dies läfst sich wol zum Theil daraus erklären, dafs dort die Natur ihre Schönheiten nur sehr stiefmütterlich ausgespendet hat; vielleicht aber noch mehr daraus, dafs die Kinder so äufserst selten ins Freie kommen, daher ihnen denn auch die alltäglichsten Dinge, die man nicht im Zimmer findet, lange unbekannt bleiben. Die übrige umliegende Gegend der Stadt besteht theils aus Sandhügeln, von denen bei stürmischem Wetter Wolken von Sand über die Vorstädte verbreitet wer-

den, theils aus grossen Wiesen, und in weiter Entfernung beschränken Wälder den Gesichtskreis.

Noch muß ich des Gartens zu Löwenruh erwähnen, der südwestlich eine Stunde weit von der Stadt entfernt liegt, und von seinem Besitzer, dem Herrn von R—, dem Publikum Preis gegeben wird. Hier kann man nicht nur täglich allerlei Erfrischungen erhalten, sondern es werden auch da von Zeit zu Zeit öffentliche Bälle und Illuminationen angestellt. Der Garten hat eine ganz artige Anlage; aber äusserst lächerlich ist es, daß in einem darin befindlichen Birkenwäldchen eine Menge runder Schilder mit französischen und deutschen Inschriften an den Bäumen aufgehängt sind, die das Auge so auf sich ziehen, daß man eigentlich sagen kann: man sieht den Wald vor lauter Schildern nicht. Manche Epigramme waren gut gewählt; aber schwerlich wird sich die Beleidigung entschuldigen lassen, die der Besitzer des Gartens, ein Regierungsrath, dem Publikum zufügte, als er eine Empfehlung des Zotenreissens öffentlich aushieng. So unbedeutend dieser Umstand Dir vielleicht zu seyn scheint, so hat er mir doch Gelegenheit gegeben, den Charakter der Revalenser mehr im Lichte zu sehen. Denn einmal ist es kein gutes Zeichen, daß

daß der Mann, ohne Beschimpfung zu befürchten, so etwas dem Publikum sagen konnte, was sonst ein undelicateser Mensch höchstens nur in der Gesellschaft seines Gleichen äufsert, und dann mußte ich auch zu meiner Verwunderung hören, daß man das Unanständige in diesem Epigramme gar nicht fühlte. — Da ich Dir hier einen Vergnügungsort der Einwohner Revals genannt habe, so hätte ich hier die natürlichste Veranlassung, Dich mit einer Beschreibung ihrer Vergnügungen überhaupt zu unterhalten; allein zuvor muß ich Dich mit den Einwohnern bekannt machen, da sie sich in der Wahl ihrer Vergnügungen eben so sehr von einander unterscheiden, als sie in Absicht der Sprache, des Gewerbes, des Wohlstandes und Standes verschieden sind; — und dies will ich im nächsten Briefe thun.

ZWEITER BRIEF.

Die Einwohner Revels bestehen aus Deutschen, Schweden, Russen und Esthen, und die Anzahl derer, die in der eigentlichen Stadt und in den Vorstädten wohnen, wird nach der letzten Revision, die im März 1796 zu Stande kam, folgendermaßen angegeben:

Kaufleute, männl. Geschl.	488,	weibl. Geschl.	387
Bürger,	- - - 787,	- - -	728
Freileute *),	- - - 680,	- - -	1152
Erbleute,	- - - 366,	- - -	319
Beisassen,	- - - 5,	- - -	3
Steuerfreie **),	- - - 909,	- - -	764

zusammen 3185, zusammen 5353

*) Freigelassene und deren Abkömmlinge.

***) Ausländer, die sich da niedergelassen haben, und Gelehrte.

Rechnet man dazu diejenigen, die auf dem Dohme wohnen, und die sich auf 700 belaufen können, so kommt die Summe 7238 für die ungefähre Anzahl der Einwohner heraus. Ich sage: die ungefähre Anzahl, weil ich voraussetze, daß bei jeder Revision Unterschleife Statt finden.

Die Deutschen, die zahlreichsten in der Stadt, machen den wohlhabendsten und angesehensten Theil der Einwohner aus, treiben ausschließlichs den auswärtigen Handel, und auch den inländischen am stärksten, verwalten die Civil-ämter und die meisten Dienste der Krone. An ihren Rechten nehmen nur wenige Schweden, die sich unter ihnen verlieren, Theil, indem die meisten von dieser letztgenannten Nation als Bediente, Kutscher und Arbeitsleute ihren Unterhalt suchen. Meistens besteht aber das Gesinde aus Esthen, die entweder von ihrem Herrn einem Gutsbesitzer abgekauft oder abgemiethet sind, oder auch von Freigelassenen herkommen. Merkwürdig ist es, daß diese Leute kein Deutsch verstehen, ob sie es gleich täglich sprechen hören; aber theils sind sie dazu zu träge und schläfrig, theils hassen sie mit den Deutschen ihre Sprache. Oft verstehen sie auch Deutsch, und lassen sich nur, um ihre Herrschaft bei Tische unbemerkt belauern zu

können, nichts davon merken. Auch bringen sie es nie zu einer großen Fertigkeit in der deutschen Sprache, und lernen das *sch* nicht anders als wie *s* aussprechen. Diese Leute sind oft noch roher als ihre Mitbrüder auf dem Lande, weil sie von ihren Herrschaften erst in spätern Jahren, und dann auch nur auf sehr kurze Zeit, in die Schule geschickt werden; und da man ihnen jeden Tag, vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht, die schwersten Arbeiten auflegt, und nur an hohen Festtagen irgend eine Art von Vergnügungen erlaubt, so ist es kein Wunder, daß sie gewöhnlich durch Branntwein ihr verzweiflungsvolles Gemüth zu betäuben suchen. O wenn doch die Menschen dort bedächten, daß, wenn sie über ihr Gesinde klagen, sie ihre eigenen Ankläger sind, und daß es nur an ihrer Behandlung liegt, wenn ihr Gesinde roh, faul und treulos ist. Behandelt die Menschen von Jugend auf menschlich, so werden sie selbst menschlich werden!

Die Russen, die sich daselbst aufhalten, gehören theils zum Soldatenstande, theils wirthschaften sie als Schenkwirthe in den Krügen, in welche ein Theil der Matrosen einquartirt wird, und wo sie dem Besitzer des Kruges, der immer ein deutscher Bürger der Stadt seyn und das Braurecht haben muß,

das Bier und den Branntwein mit einigem Vortheil verkaufen, und dafür noch überdies freies Holz und Licht bekommen. Ein solcher Krug trägt dem Besitzer zuweilen viel ein, und ist oft eine reiche Nahrungsquelle für Bürgerwittwen, die in ihrem Hause das Bier brauen, und es im Kruge verkaufen lassen. Auch giebt es in den Vorstädten einige Russen, welche Reise-fuhrwerk von vorzüglicher Leichtigkeit und Dauer verfertigen, so wie auch diese Nation ganz allein die Seife und Lichter in diejenigen Häuser liefert, wo die Hauswirthin sich nicht, so wie viele ihrer Mitschwestern, selbst diese Bedürfnisse verfertigt. Auch treiben die Russen ausschließlich die Küchen-gärtnerei, indem sie große Plätze bei der Stadt, die durch Schutt ausgefüllt sind, bearbeiten, oder ordentliche Gärten in Pacht nehmen. In diesem Geschäfte zeigen sie vorzüglich viele Geschicklichkeit und Fleiß, so daß sie die Beete so geschickt zu eben wissen, als wenn die Arbeit mit einer Setzwaage wäre verrichtet worden. Mit dem unermüdetsten Fleiße bearbeiten sie das unbebauteste Land, so daß mancher Eigenthümer ein solches Grundstück einem Russen verpachtet, und nach einigen Jahren ein wohllebantes Gartenland erhält. Unter den mancherlei Küchen-gewächsen ziehen sie vorzüg-

lich vielen Spargel, der daher dort in sehr niedrigem Preise steht. — So fleißig sie in der Bearbeitung dieser Producte sind, eben so betriebsam sind sie beim Absatze derselben. Auf ihrem Kopfe tragen sie das Gemüse von Haus zu Haus, daß eine Hauswirthin nie nöthig hat, ihre Magd auf den Markt zu schicken, und oft gehen sie Stunden weit nach den Landhäusern, um für wenige Copeken ihre Waaren, die bei ihrer Menge sehr wohlfeil seyn müssen, loszuwerden. Gegen den Winter gehen sie mit einem beträchtlichen Gewinne tief nach Rußland hinein, und kommen gegen das Frühjahr mit wildem Geflügel und Haselnüssen, denen sie durchs Bakken im Ofen einen vortreflichen Geschmack zu geben wissen, auf Schlitten zurück, und bearbeiten aufs neue das gepachtete Land. Diese Garten-Russen, wie man sie dort nennt, haben meist ein artiges und gefälliges Betragen, und zeichnen sich bei ihrem Handel durch ihre Ehrlichkeit vor andern Russen aus. Ein solcher Russe blieb einstmals einen beträchtlichen Theil seines Pachtgeldes schuldig, reiste weit weg, und liefs mehrere Jahre nichts von sich hören und sehen. Endlich kamen zwei seiner Söhne, erkundigten sich nach dem Gläubiger, bezahlten die Schuld, die sie hätten behalten können, da niemand sie kannte,

und sagten endlich zur Entschuldigung ihres Vaters, daß Krankheit und Alter ihn abgehalten hätten, zurückzukommen, und er sie daher, sobald sie so weit herangewachsen wären, um die weite Reise allein zu machen, abgeschickt habe, um seinem Freunde die alte Schuld zu bezahlen.

Erst seit der Einrichtung der Statthalterchafts-Regierung, unter Catharina II., sind auch eine Menge russischer Kaufleute in Reval ansässig, haben da öffentliche Buden, und handeln mit in- und ausländischen Fabrikaten, jedoch mehr mit erstern als letztern. Wer sich vor ihrem Betrug in Acht zu nehmen versteht, und ihnen die Hälfte ihrer Forderungen anbietet, kann mit vielem Vortheile mit ihnen handeln, indem sie, ungeachtet ihres Reichthums, den sie sich durch den Handel erwerben, eine eingeschränkte Lebensart beibehalten, und also ihre Waaren desto wohlfeiler geben können.

Der grösste, aber leider auch der unruhigste Theil der Russen besteht aus Matrosen, die man stets in jeder Strafe, auf jedem Spaziergange antrifft, oder wenigstens von weitem schreien und singen hört. Ob ich mich gleich nach und nach an ihren schmutzigen Anzug, der sie vor allen andern seefahrenden Nationen auszeichnet, gewöhnt

hatte, so war es mir doch immer unangenehm, wenn ich über die Strafe gieng und da beständig solche Menschen antraf, denen man aus dem Wege gehen mußte, um nicht entweder mit Theer beschmutzt oder gar von ihnen in ihrer Trunkenheit umgerannt zu werden. Sie allein sind aber nicht der einzige unangenehme Gegenstand, den man bei jedem Gange unvermeidlich erblickt, sondern dahin gehört auch der vom Lande in die Stadt kommende Bauer, dessen bloßer Anblick schon an sich im Stände ist, jedem Menschenfreunde das innigste Mitleiden einzuflösen. Man denke sich bleiche oder schwarzbraune hagere und bärtige Gesichter unter einem grossen, runden und an den Seiten herabhängenden Hut; Gesichter, auf denen man nie ein heiteres Lächeln, sondern nur ein todttes Hinstarren und Lebensüberdruß gezeichnet findet: denke sich den übrigen Theil ihres Körpers in einen mit eigenen Händen aus schwarzer Schaafwolle gewebten Rock oder vielmehr Kittel gekleidet, der ihnen bis über die Knie reicht, und an den Hüften mit einem Riemen oder Gurte vorne zusammen gehalten wird, während daß ein paar schmutzige Strümpfe und ein dünnes, halb zubereitetes Leder, das sie mit Bindfaden an ihre Füße befestigen, sie nicht im geringsten vor Nässe und Kälte

schützen können: — man denke sich solche Menschen, nach einer Reise von einigen Tagen, ganz durchnäst im Strafsenکوته herumwaden, oder auf einem kleinen, zwei Fuß hohen Wagen, der von einem ausgehungerten kleinen Pferde gezogen wird, dem oft tagelang weiter nichts zur Nahrung gereicht wird, als nasses und halb faules Stroh, welches es auf der Strafe findet: — man denke sich solche Menschen in solcher Gestalt, in solchem Aufzuge, und frage sich, ob man bei ihrem Anblicke ungerührt bleiben, ob man in einer Stadt, wo man bei jedem Ausgange aus dem Hause solche Auftritte wahrnimmt, seines Lebens ganz froh seyn könne, wofern man nicht von Jugend auf an diesen Anblick gewöhnt, oder, weil man nicht gerne der Befriedigung seiner sinnlichen Begierden entsagen mag, allgemeine Menschenliebe höchstens nur im Munde führt, und diese armen Menschen nicht werth hält, daß man ihrer Veredlung einen Theil seines Überflusses aufopfre? — Aber jenes Mitleiden, beim Anblicke dieser elenden Menschen, muß gewiß bei jedem Deutschen, der dahin kommt und in seinem Vaterlande freie und glückliche Menschen zu sehen gewohnt war, in empörenden Unwillen übergehen, wenn er bedenkt, daß diese Armen keine Fremdlinge sind, sondern das Land

besaßen, bis ihre Tyrannen aus einem fremden Lande kamen, und sie ihres Eigenthums, ihrer Freiheit und ihrer Menschenrechte beraubten. Nun haben die ersten Bewohner des Landes nur so viel Zeit als zur Erhaltung ihrer letzten erschöpften Kräfte nöthig ist, um auf dem Boden auszuruhen, den ihre Vorfahren zuerst aufrissen und urbar machten; nun darben sie im Angesicht der reichen Erndte, die durch ihren Schweiß gewonnen wurde. Aber ihre Beherrscher glauben genug gearbeitet zu haben, wenn sie die sauer erworbene Erndte ihrer Sklaven eingesammelt haben, und verzehren sie dann im schwelgenden Taumel. Wenn dies nicht wäre, so würde auch der Wohlstand der Deutschen in diesem Lande unerklärbar seyn; so aber bereichert sich der Gutsbesitzer auf Kosten seiner Bauern, und die Bürger ziehen ihren Gewinn von den Gutsbesitzern. Daher ist's begreiflich, wie Deutsche dies Land der Sklaverei und des Despotismus lieben können, da sie nicht leicht in einem andern Lande so viel Geld durch eine Classe verzehrender Menschen in Umlauf gebracht, und dadurch sich selbst in den Stand gesetzt sehen, sich in kurzer Zeit zu einem Wohlstande zu erheben, den sie in ihrem Vaterlande nie erreicht haben würden. Wenn aber diese Fremdlinge, unsre Lands-

leute, wirklich Achtung und Liebe für die Menschheit mitbringen, und sie auch nicht, wie es wol zuweilen der Fall ist, Auswürfe ihres Vaterlandes sind: so muß man sie doch noch entschuldigen, wenn sie nicht gegen die Verletzung der ersten Menschenrechte, bei der sich ihr Herz empört, laut sprechen, weil sie damit doch nichts ausrichten würden, und wol gar als Jacobiner verurtheilt und aufgehoben werden könnten. So wurde der Herr von Kotzebue, wegen seiner Behauptung auf der Clubbe, dafs auf dem Gebiete des Herrn von B. ein Mädchen verhungert wäre, von dem vorigen Gouverneur zur Verantwortung gezogen; und hätte sich nicht der letztere gegen jenen höchst unklug benommen, so hätte die Sache übel ausfallen können.

Gewifs würde die Menschheit in diesem Lande nur dann in einen vollkommenern Besitz ihrer Rechte treten, wenn entweder, welches ich nicht wünsche, eine Revolution entstanden, oder der herrschende Theil des Volkes, sei es durch das Beispiel benachbarter Nationen, oder durch weise und mit Freimüthigkeit und Ansehn begabte Männer, vor ihrem eigenen Verderben werden gewarnt worden seyn, und sie so lernen, auch die armen Esthen für ihre Mitbrüder anzusehen. Unter welchem Drucke die armen Esthen stehen,

kannst Du nicht besser einsehen, als wenn ich Dir zeige, auf welcher niedrigen Stufe intellectueller und moralischer Ausbildung sie sich befinden, und dazu will ich Dir hier eine Vergleichung derselben mit den Russen anstellen. Obgleich diese letztern ebenfalls unter dem Joche der Sklaverei erzogen werden, so haben sie doch in so vielen Stücken einen so entschiedenen Vorzug vor den Esthen, daß es mir um deßwillen sehr oft leid that, daß mich meine Lage hinderte, diese beiden Nationen durch nähere Bekanntschaft ihrer Sprache und einen häufigern Umgang mit ihnen genauer zu studiren, um mich überzeugen zu können, ob dieser Unterschied mehr ein Werk der Natur als vielmehr ihrer Erziehung und politischer Lage sey. Ein sicheres Resultat, aus der gründlichen Untersuchung dieses Gegenstandes hergenommen, müßte allerdings jedem Menschenfreunde, und vorzüglich dem Moralphilosophen, interessant seyn, weil es dazu dienen kann, unsern Glauben an die Moralität des Menschen desto mehr zu befestigen. Dort meint man freilich, das Herz des Bauern sei böse von Jugend auf und immerdar, und daher giebt man sich auch fast gar keine Mühe, ihn auf eine höhere Stufe der Cultur zu bringen. Ich aber bin überzeugt, daß der Esthe eben dasselbe, und viel-

leicht noch mehr, als der Russe, leisten würde, wenn er nicht so sehr unter der Sklavengeißel stünde; wenigstens scheinen dies einzelne Beispiele von Männern zu bestätigen, die sich, ungeachtet alles Druckes, über ihren Stand emporgeschwungen haben. Freilich mag man nicht ganz Unrecht haben, wenn man behauptet, daß es unter den Esthen weit mehr heimtückische und treulose Menschen als unter den Russen giebt; wer wird dies aber nicht natürlich finden, wenn man die religiöse Erziehung der Russen kennt, und dabei bedenkt, daß sie entweder ein weit leichteres, ja oft ein so leichtes Joch der Sklaverei zu tragen haben, daß sie ihren Zustand nicht recht fühlen, oder auch, daß ihre Unterdrücker die Vornehmsten ihres eigenen Volkes sind. XWer sind aber die Despoten der Esthen? — Abkömmlinge von einem Volke, das den Eingebornen Land, Eigenthum und goldene Freiheit raubte! Wenn diese armen Menschen sehen, daß jeder aus ihrer Nation zum Sklavenjoch verdammt ist, während daß die Deutschen von ihrem Schweisse sich sättigen, und ihre ganze Lebenszeit mit Essen, Trinken, Schlafen, Jagen, Reisen und Spielen hinbringen; wenn sie sehen, daß man jeden in deutscher Tracht ehrt, ihres Gleichen aber mit dem Fusse fortstößt: ist es denn ein

Wunder, wenn sie einen unauslöschlichen Haß gegen die Deutschen gleichsam mit der Muttermilch einsaugen? Mag das wol in ihrer Natur oder in ihrer politischen Lage gegründet seyn, daß man nicht selten welche unter ihnen antrifft, die bei Krankheiten keine Arznei einnehmen wollen, weil sie ihren Tod für eine große Wohlthat halten? Muß da nicht der Druck himmelschreiend seyn, wenn er einen solchen Stumpfsinn hervorbringen kann, da die Liebe zum Leben gewiß der mächtigste Naturtrieb des Menschen ist? — Erinnerung man sich endlich noch aus der Geschichte, was die Esthen vor Zeiten waren, so muß es doppelt schmerzen, wenn man sie in Vergleichung mit den Russen so weit unter diesen stehen sieht. — Der Russe (ich rede nur von dem gemeinen Manne) ist lebhaft und behend in seinen Handlungen; der Esthe schläfrig und ungeschickt; jener reinlich in seiner Kleidung und seinem Hause; dieser nicht viel reinlicher, als seine Hausgenossen, die Schweine, und seine Wohnung mehr einer Rauchkammer, als einer Wohnstube ähnlich, indem aus einer Ecke derselben der Ofen den Rauch, den sein Feuer von sich giebt, in der ganzen Stube verbreitet, der alsdann durch die Thüre den Ausgang sucht, auf welchem Wege zugleich alles Licht hereinfällt. Daher

sagt man dort im Sprichwort: Durchs Fenster steigt der Bauer ins Haus, und durch den Schornstein wieder hinaus! — Selbst der gemeinste Russe kann auf eine einnehmende Art viele Höflichkeit und Artigkeit durch Worte und Geberden ausdrücken. Dies ist dem Esthen ganz fremd, der seine Dankbarkeit oder sein Flehn nur durch das Umfassen der Knie zu erkennen giebt. Jener ist bei seinen Geschäften stets munter und vergnügt, und verrichtet seine Arbeit meist unterm Gesang seiner Volkslieder, die zuweilen wohlklingende Melodien haben; dieser braucht zu seiner Arbeit eine weit längere Zeit, ist beständig verdrießlich und giebt keinen frohen Laut von sich. Singen kann er nur die vier Töne *e, fis, gis, a* der eingestrichenen Octave, die er beständig abwechseln läßt, indem er von *a* bis *e* herabgeht; und dazu habe ich bei der Erndte die Mädchen, mit der Peitsche in der Hand, aufmuntern gesehen. — Wenn der Russe etwas an dem Geschirr eines vorbeifahrenden Fuhrwerks beschädigt sieht, so springt er ungerufen hinzu und hilft schnell dem Schaden ab, während daß der Esthe sich nicht bekümmert, wenn man mit zerbrochenem Fuhrwerk auf der Strafse liegt. Wenn also der Undeutsche (wie man dort den Esthen nennt) sich nur durch Trägheit und Gefühl-

losigkeit auszeichnet, so interessirt der Russe durch so manche angenehme Züge, zu denen auch der gehört, daß sie zu kleinen Kindern eine überaus große Liebe haben, und ihnen bald dieses bald jenes schenken. Diese Liebe geht zuweilen so weit, daß sie sogar Kinder stehlen. Ein Hauptzug in dem Charakter der Russen ist Dankbarkeit, wovon ich Dir ein interessantes Beispiel erzählen will: Ein russisches Weib wurde von einer deutschen Dame in Reval, der sie Schuhe verkaufte, gefragt: wer ihr das Auge so blau geschlagen habe? und gab zur Antwort: mein Mann! — Daß die Russinnen ihren Männern eine solche Manipulation nicht übel nehmen, ist bekannt, und daher beklagte sich auch dies Weib nicht sowohl darüber, sondern bedauerte nur, daß ihr Mann so oft seinen ganzen Verdienst, den sie nach Hause bringe, vertrinke. Die Dame bat daher das Weib, sie möchte ihren Mann morgen zu ihr schicken, um das Geld für die Schuhe abzuholen, und bei dieser Gelegenheit wolle sie ihn, wegen seiner schlechten Aufführung, zur Rede stellen. Den andern Tag kommt der Mann wirklich, und die Dame macht ihm die bittersten Vorwürfe über seine Aufführung, durch die er sich eines so braven Weibes ganz unwerth mache, so daß er Besserung angelobt und weggeht. Nach einigen Tagen

Tagen brachte er eine junge Ziege der Dame ins Haus und schenkte sie ihr aus Dankbarkeit, wie er sagte, für die guten Lehren, die sie ihm neulich gegeben habe. — In vielen Stücken beurtheilt man die Esthen viel zu ungerecht, vorzüglich, indem man ihnen oft fast ohne Ausnahme, Falschheit, Treulosigkeit, Undankbarkeit zuschreibt, und wenn dieser Vorwurf wirklich gegründet seyn sollte, so liegt er gewiß in einem unauslöschlichen Nationalhafs gegen die Deutschen, den diese sich durch ihre Mishandlung jener unglücklichen Geschöpfe selbst zugezogen haben. Und hierin geht man so weit, daß selbst Männer vom Stande sich nicht schämen, einem Esthen, der ihnen in der Strafe auf seinem Karren zu nahe kommt, einen unbarmherzigen Hieb mit dem Stocke zu geben, so wie man etwa einen Hund aus dem Wege jagt: ein Anblick, der mich oft mit Entsetzen erfüllt hat. Noch weit erklärbarer würde Dir jener Nationalhafs werden, wenn ich Dir sagen wollte, wie weit die esthnischen Edelleute, die nicht so wie ihre Nachbarn, die liefländischen, ihre Wappenbücher haben, ihre Foderungen an die Bauern unter dem Namen Gerechtigkeiten treiben, so daß sie sogar in neuern Zeiten angefangen haben, ihnen aufzulegen, ein gewisses Maas von Haselnüssen zu liefern. Diese

despotische Gewalt, die die Edelleute in den Händen haben, verleitet daher manchen sonst gutdenkenden Mann durch Leidenschaften leicht zu den grausamsten Handlungen; so wie ich z. B. von einem Edelmann in der Nähe von Reval, dem Herrn v. B., der sonst seine Bauern wirklich gut hält, weiß, daß er wegen eines Vergehens, einem Mann von seiner Frau trennte, und auf ein weit entlegenes Gut schickte. Unter diesen Umständen zeigte auch der Kaiser den Bauern eine große Wohlthat durch das strenge Verbot: daß kein Edelmann seine Leute am Sonntag zur Arbeit halten soll; indem sonst gewöhnlich an diesen Tagen eine Menge Bauern auf der Landstrasse lagen, um für ihre Herrschaft die Transporte an Getreide und Branntwein nach der Stadt zu schaffen. Daß eine Edelfrau in Esthland, die man mir mit Namen nannte, einen Bauer, eines geringen Versehens wegen, unbarmherzig prügeln, und nicht eher damit habe aufhören lassen, als bis sie ihr Kapitel in der Bibel durchgelesen habe, ist eine Erzählung, die ich zwar nicht verbürgen will, die aber, wenn sie wahr ist, zeigt, welche vertraute Schwestern Bigotterie und Grausamkeit sind. Ich könnte Dir noch manche andere grausame Behandlungsart, unter der die armen Esthen langsam zu Tode gemartert

werden, beschreiben; allein es kann Dir dies so wenig angenehm seyn oder nützen, als ich dadurch das traurige Schicksal unserer Mitbrüder erleichtern zu können glaube. Wer aber zu dieser letztern Absicht am kräftigsten mitwirken könnte: sind die Prediger. Allein anstatt zu diesem Zwecke ein Wort zur rechten Zeit bei dem Gutsbesitzer zu sprechen, ahmen sie ihnen oft selbst in ihren Bedrückungen nach, ja übertreffen sie wol gar in der Abforderung der ihnen zugestandenen Gerechtsamen. Daß es indessen unter den Land-Geistlichen achtungswürdige Männer giebt, die auch in dieser Absicht gewissenhaft handeln, und freimüthig zu den Tyrannen reden, werde ich nicht läugnen. Aber ohne mich zu scheuen, kann ich behaupten, daß solche Individua beinahe als Ausnahmen von der Regel anzusehen sind: und dies wirst Du mir leicht glauben, wenn ich Dir sage, wie dort im Lande die Predigerstellen besetzt werden. Zu einem Kirchspiele gehören mehrere Güter, deren Besitzer gemeinschaftlich den jedesmaligen neuen Prediger wählen. Bei einer solchen Wahl kommt es nun gar nicht auf Geschicklichkeit oder moralische Güte an, sondern gewöhnlich findet sich ein Hofmeister auf einem der Güter, der entweder die jungen Herren groß gezogen hat, oder zu sei-

ner größern Empfehlung sich äussert, entweder die Tochter des verstorbenen Predigers oder ein adeliches Fräulein, deren Zahl sich zu derjenigen der adelichen Söhne ungefähr wie 10 zu 1 verhalten soll, zu heurathen. Und da trifft es sich auch zuweilen, daß ein solcher in Vorschlag gebrachter Pastor dann erst anfängt, die Sprache, in der er predigen soll, zu lernen, und sich dann von seiner theuern Ehehälfte seine Predigten zum wenigsten corrigiren läßt. Ja es giebt selbst Beispiele, daß Predigers-söhne ihren andert-halb-jährigen akademischen Aufenthalt abbrechen müssen, um ihrem Vater substituirt zu werden. Der Examen solcher gewählten Subjekte ist völlig nur als ein einmal eingeführter Gebrauch ohne alle Entscheidung anzusehn, und mir ist sogar bekannt, daß ein solcher Mann erst nach der Ordination sein in lateinischer Sprache verfaßtes Specimen einreichen sollte, weil das erste so schlecht abgefasset war, daß es nicht hatte angenommen werden können. Wie schlecht also die Predigerstellen oft besetzt seyn müssen, kannst Du dir leicht vorstellen. Ich kenne zwar unter ihnen manchen, von Seiten des Kopfes und Herzens, achtungswürdigen Mann, der sich nicht bloß seine Gemeinde angelegen seyn läßt, sondern auch, ohne äusserliche Aufmunterung, bloß

zu seiner eignen Ausbildung und seinem Gemusse, die Liebe zu den Wissenschaften nicht verloren hat. So findet man an dem Pastor*** einen großen Mathematiker, und an mehreren wahre Verehrer der kantischen Philosophie. Dagegen giebt es aber auch manchen, der bloß den Ertrag seiner Pfründe zu vermehren sucht, und gleich einer Pflanze in gutem Boden hinter seinem wohlbesetzten Tische vegetirt. Ja, von einem solchen wurde mir sogar mehrmals erzählt, daß seine Bibliothek bloß aus einer Bibel, einem Catechismus und dem englischen Romane *Tristram Shandy*, den er beständig liest, besteht. Wenn man sich aber in die Lage dieser Männer versetzt und bedenkt, wie oft sie unvorbereitet auf die Akademie gehen, und mit leerem Beutel und Kopfe von da zurückkehren, und wie oft sie hernach in ihren entlegenen Wohnungen fast allen gelehrten Umgang entbehren müssen: so verdienen sie einige Entschuldigung, wenn sie alsdann aufhören zu studiren. Die einzige Aufmunterung, durch fortgesetztes Studium mit dem Zeitalter fortzugehen, finden die Landprediger in den Synoden, die jährlich zu Johanni in Reval gehalten werden, und, nach ihrer Einrichtung und dem Geiste, der gegenwärtig in ihnen herrschen soll, zu schliessen, manches Gute ausrichten müssen.

Da Dich, wie ich weiß, jede Anstalt, die auf Bildung der Menschen abzweckt, interessirt, so theile ich Dir eine von einem guten Freunde mir gegebene Beschreibung dieser Synoden mit.

Sämmtliche Landgeistlichen aus dem ganzen Gouvernement, bis auf Einen in jedem Kreise, sind verbunden sich gegen Johanni nach der Stadt zu begeben, um der Synode beizuwohnen, und nur Krankheit oder Ehestands-angelegenheiten dispensiren davon. Hier versammeln sie sich an einem Sonntage Vormittags in dem Hause des Oberpastors, von wo sie dann in Prozession, den Consistorialpräsident an ihrer Spitze, sich nach der Dohmkirche begeben, um da die Predigt eines Mitgliedes ihres Standes, den eben die Reihe trifft, anzuhören. Versäumt einer diese Prozession, weil er vielleicht den Abend vorher in der so lange entbehrten Gesellschaft seiner Freunde zu spät geschmauft hatte, so verfällt er nach dem Gesetze in eine Geldstrafe von einigen Rubeln, die man aber gegenwärtig zu erlassen scheint. Denselben Nachmittag hält ein anderer eine Predigt, die aber nicht jeder anzuhören verbunden ist. Den folgenden Tag, als den Montag, nimmt endlich die Synode ihren Anfang und dauert bis zum Sonnabend, und zwar so, daß sich näm-

lich alle anwesende Landgeistlichen an jedem dieser Tage, des Morgens von 9 bis 12 Uhr, in dem Hause des Oberpastors versammeln.

Die Synode dirigirt der Oberpastor Moier, ein Mann, der wegen seines glücklichen Gedächtnisses und seiner scharfen Beurtheilungskraft und der Gabe seine Gedanken mit einer gewissen Leichtigkeit und Deutlichkeit vorzubringen, ganz zu diesem Geschäfte gemacht ist, das darinn besteht, daß er jedesmal die einzelnen Vorträge seiner Kollegen aufmerksam anhören, und sie den folgenden Tag in eine kurze Übersicht bringen und beantworten muß; welches er oft, so mancher zu dieser Zeit vorfallenden Zerstreungen ungeachtet, sehr umständlich und zur Zufriedenheit der Zuhörer verrichten soll. Nachdem einige Strophen aus dem Kirchen-gesangbuche abgesungen worden, der Oberpastor das Gebet verrichtet und den Vortrag eingeleitet hat, so ruft er einen Kollegen nach dem andern ausser der Reihe auf, von denen dann jeder eine oder ein paar der Fragen beantwortet, die von den Mitgliedern des Consistoriums entworfen worden sind, und schon im März und April unter den Geistlichen auf dem Lande circulirt haben. Bisher nahm man ein Kapitel aus einem sogenannten apostolischen Briefe Pauli, das dann die Texte zu den aufgeworfenen

Fragen hergab; aber in der Synode vom Jahr 1796 fieng man zuerst an, sich von diesem Bande loszureißen, und sich einer größern Freiheit in der Wahl der Materien zu bedienen. Die aufgeworfenen Fragen betreffen Gegenstände der geoffenbarten und natürlichen, oder vielmehr philosophischen Theologie und Religion, oder beziehen sich auf die glückliche Führung des Predigtamts, mit beständiger Hinsicht auf Lokalumstände. Um Dich mit dem Werthe dieser Fragen bekannt zu machen, theile ich Dir einige von denen, die in den Synoden der Jahre 1795 und 96 waren aufgeworfen worden, mit:

Synodalfragen vom Jahre 1795, die man aus Tit. 3. hergeleitet hatte:

- 1) Durch welche Gründe haben, besonders in den gegenwärtigen Zeiten, Prediger den Gehorsam gegen die Obrigkeit zu empfehlen und einzuschärfen?
- 2) Wie haben sie sich in Gesellschaften zu verhalten, wo, wie jetzt häufig geschieht, über Rechte und Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen raisonnirt und deraisonirt wird?
- 3) Wenn, wo und wie können und müssen sie auch Obrigkeiten an ihre Pflichten erinnern?

- 4) Wie können und müssen sie, besonders in unserm Lande, bemüht seyn, die hier oder da etwa bemerkte übermäßige Strenge und Härte der Herrschaften gegen ihre Unterthanen zu mildern?
- 5) Heißt das: Gott macht uns selig, V. 5, noch etwas mehr, als: Gott verhalf uns zur Aufnahme des Christenthums?
- 6) Giebt es in unsern Dogmatiken nicht noch eine Menge Sätze, die nicht besser sind als die V. 9 angeführten thörigten Fragen, und welches sind die merkwürdigsten?

Synodalfragen vom Jahr 1796:

- 1) Stellt die christliche Religion ein eigentliches Prinzip ihrer Moral auf, und welches ist dieses?
- 2) Ist überhaupt ein solches Prinzip in einer populären Moral, wie die christliche ist, nothwendig, oder auch nur nützlich?
- 3) Ist das kantische Moralprinzip für den größten Theil der Christen brauchbarer als das Prinzip der Glückseligkeit?
- 4) Laufen beide am Ende etwa auf eins hinaus, oder sind sie wirklich heterogen?
- 5) Im letztern Falle, ist das Prinzip der Glückseligkeit wohl gar verwerflich?
- 6) Wie popularisirt man das kantische Moralprinzip am besten?

- 7) Hat die christliche Moral Vorzüge vor der philosophischen? worin bestehn sie und wie lassen sie sich am besten zeigen?
- 8) Läfst sich gegen den Satz: Man muß das Daseyn Gottes glauben, kann es aber nicht demonstrieren, nichts Gegründetes einwenden?
- 9) *Quod si non*, was gewinnt oder verliert unsere Moralität dabei?
- 10) Sind die Gründe, aus welchen heut zu Tage viele Pädagogen das Auswendiglernen bei der Erziehung der Jugend verwerflich finden, auch bei dem Religionsunterricht der Bauernjugend, besonders in unserm Lande, anwendbar?
- 11) Ist es gegründet, dafs, was hie und da dreist versichert wird, die Prediger im Ganzen genommen, heut zu Tage bei ihren Gemeindegliedern nicht so viel Liebe und Vertrauen haben, als sonst?
- 12) *Quod si sic*: Woher kommt das? Liegt die Schuld am *genio seculi*, oder an den Predigern?
- 13) Welches sind die besten Mittel, wodurch Prediger dem Überhandnehmen der Gleichgültigkeit gegen die Religion bei den höhern und kultivirten Ständen vorbeugen können?

Diese Fragen theile ich Dir so mit, wie ich sie von meinem Freunde erhalten habe, und zwar ohne weiteres Bedenken, ob sie auch aufser der Synode nicht bekannt werden sollten; denn ich halte sie von der Art, dafs sie jeden, der sie liest, auf die Überzeugung bringen wird, dafs die Synode von Männern dirigirt wird, die sich die wahre Ehre ihres Standes, die heilsame Führung ihres Standes, und die Beförderung des Nachdenkens unter ihren Brüdern angelegen seyn lassen. Jeder wählt sich also, wie ich eben erwähnt habe, diejenigen von den aufgeworfenen Fragen aus, welche ihn am meisten interessiren, und bringt sie in einen schriftlichen Aufsatz, den er in der Synode, sobald er dazu aufgefordert wird, vorliest. Vor Zeiten soll man seine Meynung heftig und handgreiflich vertheidigt haben; jetzt aber herrscht, wie man mir erzählt hat, in den Versammlungen ganz der Geist der Mäßigung und des vernünftigen Widerspruchs, der christlichen Predigern so wohl ansteht; und es soll für einen denken den Kopf ein wahres Vergnügen seyn, wenn einer eine Meynung, die der seines Vorgängers im Vortrage ganz entgegengesetzt ist, vorträgt, und sie ohne Bitterkeit zu widerlegen sucht. Jede Anzüglichkeit ist auch nach den Gesetzen verboten, und wird von dem

Oberpastor gleich den folgenden Tag gerügt. Wie viel Gutes können nicht solche Synoden wirken, wenn jeder Prediger über die Fragen in seinem Hause reiflich nachdenkt! Aber leider denken manche nicht eher an ihren Vortrag, als bis sie zur Stadt kommen, wo dann eine Menge Zerstreungen ihrem Geiste nicht die erforderliche Ruhe lassen, so daß also dann manches wässerige Geschwätz zum Vorschein kommen mag. — Sollten sich nicht auch in mehreren Gegenden unsers deutschen Vaterlandes solche oder ähnliche Anstalten mit Nutzen einrichten lassen? Diese Frage ist mir schon oft in den Sinn gekommen; ich überlasse aber denen ihre Beantwortung, die unsere Landgeistlichen besser, als ich, kennen, und wissen können, ob sie eines solchen Mittels bedürfen, um mit dem Geiste unsers Zeitalters fortzuschreiten. Durch eine solche Anstalt kommt aber wenigstens hier ganz sicher mancher gute Gedanke in Umlauf, der sonst im Kopfe seines Entdeckers, so wie er erwachte, wieder eingeschlummert wäre. So viel Gutes diese Anstalt für die Esthnischen Prediger hat, so veranlaßt sie doch auch zufällig den Schaden, daß sie Gelegenheit giebt, daß die Finanzen der Prediger ziemlich zerrüttet werden. Nämlich gerade zur Zeit der Synodal-versammlungen

wird in der Stadt, auf dem Kirchhofe der St. Nikolai Kirche, ein Jahrmart gehalten, der mich jedesmal an einen Kupferstich in einer alten Bibel erinnerte, auf welchem Jesus vorgestellt wird, wie er die Verkäufer aus dem Tempel trieb. Weil nun in Esthland die Einrichtung getroffen worden ist, daß alle Zinsen und andere große Handlungsgelder zu Anfange des März und zu Johanni bezahlt werden, so findet sich also auch zur letztern Zeit ein sehr großer Theil des Adels in der Stadt ein. Weil nun auch meist Gegenstände des Luxus und der Mode zum Verkauf ausgestellt werden, so findet sich daselbst auch eine gedrängte Menge männlichen und weiblichen Geschlechts von jedem Alter ein, die sich oft weniger des Handels wegen, als vielmehr in der Absicht versammelt haben, um zu sehn und gesehen zu werden. Diese Gelegenheit versäumen daher auch nicht gern die Prediger-frauen, besonders wenn sie eine Tochter haben, die sie dann eben so leicht, wie die Edelleute ihre Fräulein Töchter, bekannt zu machen, und an den Mann zu bringen hoffen. Hier giebt es nun manchen neumodischen Kopfputz, oder andern Anzug zu sehen; wie leicht wird dann nicht, bei der natürlichen Eitelkeit der Weiber, und bei der dort gewöhnlichen Begierde, es den adelichen

Frauen und Fräuleins gleich zu thun, den lieben Geschöpfen etwas zum Bedürfnis, was sie, wenn sie in ihrer einsamen Pfarrwohnung geblieben wären, vielleicht nie kennen gelernt, also auch nicht entbehrt hätten. In diesem Falle wird dann die Kasse des Herrn Gemahls oft so sehr erschöpft, daß der Rest seines Inhalts nicht hinreicht, die nöthigen Bedürfnisse zu bezahlen. Man borgt daher auf ein ganzes Jahr, und dazu ist der Kaufmann auch gleich erbötig; denn vielleicht giebt es wenige Örter, wo die Kaufleute so leicht und so viel Kredit geben, als hier. Sie rechnen dabei immer auf einen beträchtlichen Verlust, den sie alsdann auf die Preise ihrer Waaren vertheilen. Der ehrliche und sparsame Käufer muß daher immer mit zur Bezahlung der Schulden der Betrüger und Verschwender beitragen. Wäre dies nicht, so wäre es unbegreiflich, wie so häufig mancher eine Haushaltung führen könnte, deren Kosten seine Einnahme weit übersteigen. So aber stopfen sie ein Loch nach dem andern, und machen an einem dritten Orte immer wieder ein neues und größeres bis ans Ende, wo sie dann nichts als eine übermäßige Schuldenlast hinterlassen. Beispiele solcher Haushaltungen werden bei dem zunehmenden Luxus immer häufiger, und wer endlich dabei leidet, ist

der ausländische Kaufmann; denn was ist natürlicher, als daß der häufige und leichtsinnige Kredit einen überwiegenden Verlust nach sich ziehen muß, wo alsdann der Kaufmann genöthigt wird, mit dem Ausländer, der ihm alle Manufactur- und Fabrikwaaren liefert, zu akkordiren. Die Dauer einiger großen reellen Handelshäuser mag wol dazu beitragen, daß der Ausländer den dortigen Kaufleuten noch bis jetzt vielen Kredit giebt; und dies benutzt mancher arme Anfänger mit vielem Glücke, mancher aber mißbraucht auch diesen Kredit, macht gleich Anfangs einen großen Aufwand, und verkauft, um am Zahlungstermin zu bezahlen, und sich dadurch eine längere Zeit im Kredit zu erhalten, seine Waaren auf dem Jahrmarkte oft wohlfeiler, als man sie aus der ersten Hand erhält, und eilt zuletzt doch in seinen Ruin. Bei der Entlegenheit des Ortes, und bei der Nachgiebigkeit der Gesetze gegen Schuldner gelingt es jedoch manchem ehrlosen Betrüger, durch öfteres Akkordiren aus einem armen Kerl ein reicher Spitzbube zu werden; aber dadurch muß, wie es bereits anfängt der Fall zu seyn, der ausländische Kredit immer mehr verschwinden, und es einem jungen Anfänger immer schwerer werden, sein Etablissement in einen blühenden Zustand zu

versetzen. Die Klagen über den sinkenden Kredit werden daher immer lauter, indem so manches gute Handelshaus, deren man daselbst doch mehrere zählt, dabei viel leidet, und wenn der Transito- und Passivhandel der Stadt nicht gänzlich in Verfall gerathen soll, so müssen durchaus die Gesetze nicht mehr, wie bisher, das leichtsinnige Schuldenmachen unbestraft lassen. Was den Handel in dieser Stadt überhaupt betrifft, so hat er, in Vergleichung mit seinem ehemaligen blühenden Zustand, sehr viel abgenommen. Unter den Ausfuhr-Artikeln sind, wie ich schon oben sagte, Branntwein und Getreide die beträchtlichsten, doch ersterer mehr, als letzteres. Die übrigen russischen Produkte liefert mehr Petersburg und Riga, auch Narva und Pernau. Verbände man Reval durch Kanäle mehr mit dem Innern des Landes, so würde gewifs der Aktivhandel gewinnen, indem Esthland viele schöne Mastbäume hat. Der Speditions- und Commissions-Handel, den die Stadt nach Petersburg und Moskau treibt, richtet sich nach den Zollbeamten. Je mehr diese nämlich im Stande sind, den Zoll zu betrügen, desto gröfser ist der Transport durch Reval nach den oben benannten Städten. Deshalb hat auch seit einigen Jahren dieser Handel in Pernau den in Reval über-

troffen,

troffen, obgleich jene Stadt eine weit gefährlichere Einfahrt und einen unsichern Hafen hat. Die Betrügereien giengen dort so weit, dafs sogar revalsche Kaufleute ihre Waaren über Pernau kommen liefsen, obgleich die Transportkosten dadurch, dafs die Waaren von Pernau nach Reval zu Lande geschafft werden mußten, beträchtlich vermehrt wurden. Was sie aber bei der Zoll-abgabe durch Betrug gewannen, überwog die Vermehrung der Transportkosten weit; dies konnten sie aber nur auf folgende Weise ausführen. Die Gesetze sagen: sobald ein Kaufmann seine Waaren zu niedrig oder wenig angiebt, so kann jeder Zollbeamte sie unterschreiben, das heifst, sie dem Kaufmanne für den angegebenen Preis abkaufen, aber ihm noch überdies 20 Procent, als einen billigen Profit des Verkaufes, abgeben. Nun tritt der Kaufmann mit dem Zollbeamten zusammen, giebt die Waare unter die Hälfte des Werthes an, läfst sie unterschreiben und kauft sie dann dem Zollbeamten wieder ab; wobei natürlich beide Theile gewinnen. Die natürliche Folge davon ist die, dafs manches Speditions-haus sich in kurzer Zeit hebt, und mancher arme Zollbeamte reich wird; so wie ich einen kannte, der nackt und blofs nach Reval gekommen war, und nach wenigen Jahren in der Vorstadt

D

einen großen Garten anlegte, ein ansehnliches Haus bauete und da ein sybaritisches Leben führte. Wie groß der Gewinn bei solchen Betrügereien sey, läßt sich auch daraus schliessen, daß ein gewisser Zollbeamte seinen ganzen Gehalt seinem Kutscher zum Lohn gab. Aus dem bisher Erzählten möchte man wol meynen, als seyen die Zollbeamten und Kaufleute unter sich die besten Freunde; allein dies ist nichts destoweniger der Fall, sondern die Kaufleute können die Habsucht der Zollbeamten nie befriedigen, und wenn es ihnen auch bei dem einen gelingt, so giebt es doch oft einen andern, der ihnen, ehe sie sich versehen, einen empfindlichen Streich versetzt. Dazu geben ihnen unter andern auch die Zoll-Ukassen die dienlichsten Mittel in die Hand, indem sie diese ganz nach dem Buchstaben, unter dem der Geist oft ganz tief versteckt ist, auslegen, und daher manches für Contrebande erklären, was jeder mit gesunden Augen, Verstand und Redlichkeit begabter Mann nicht dafür ansehen würde. Wollte in diesem Falle ein rechtschaffener Mann, deren ich bei dieser, auf Unterdrückung der Moralität hinwirkenden, Anstalt mehrere zur Ehre der menschlichen Natur kannte, sich dem ungerechtesten Urtheile seiner Mitbeamten mit Macht widersetzen:

so wäre er in Gefahr, sein Amt zu verlieren, weil er wider seine Verpflichtung handelte. Und wozu hat ein solcher sich verpflichtet? — Etwa nach seinem Gewissen, und seiner Überzeugung von Gerechtigkeit das Wohl des Staats und den Wohlstand jedes einzelnen Bürgers so viel wie möglich mit einander zu vereinigen? — O nein! Das Interesse der Krone zu befördern! Nach diesem schönen Grundsatz, durch den Millionen nur für eine einzige Person in der Familie leben und arbeiten müssen, ist also das Verdienst: seine Mitbürger zu Grunde richten, um den Schatz der Krone zu bereichern, — ist das Patriotismus: wenn man für das Interesse der Krone alle Anforderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit übertritt. Wehe also dem, der in einem solchen Lande diesem Grundsatz widersprechen, oder gar ihm entgegen handeln wollte; Ehre und Ansehn aber dem, der auf den Ruin seiner Mitbürger der Krone Schätze sammelt. Jeder Menschenfreund wird aber gewiß auch mit mir ausrufen: Wehe dem Lande, wo das Interesse der Krone und der Bürger nicht mit einander vereinigt sind! Ich will gern zugeben, daß der Monarch diese Deutung seines Gesetzes mißbilligen würde, sobald sie zu seiner Kenntniß gelange; aber kurz, die Beamten handeln nach dieser Miß-

TRU Naamaokoye

deutung, und das freilich aus dem Grunde, weil ihnen daraus der größte Gewinn erwächst. Wie aber, wird man fragen, kann man nicht an höhern Orte seine Rechte in Anspruch bringen? O ja! Was hilft es aber, an das Kommerz-kollegium zu appelliren, da dieses theils aus Männern besteht, die, unter kriegerischen Waffen grau geworden, keine Gelegenheit hatten, sich Einsichten im Handel und Wandel, und helle Begriffe von Recht und Unrecht zu verschaffen, theils auch die unter ihnen stehenden Ämter des Reichs mit Männern besetzen, denen sie durch mancherlei Verhältnisse verpflichtet sind. Daher richtet selten eine solche Appellation etwas aus. Dazu nur Ein Beispiel: Ein Edelmann aus Esthland kam zur See von einer langen Reise nach Reval zurück, und brachte auch seinen im Lande verfertigten Reisewagen wieder mit. Da nun eine Ukase den Seezöllen befiehlt, keine Reise- oder Staatswagen ins Land zu lassen; so wurde auch dieser Wagen als Contrebande angehalten. Vergebens erinnerte man die Beamten, daß der unbestimmte Ausdruck der Ukase, der durch die angestellten Übersetzer noch mehr verdunkelt wird, nicht denjenigen Wagen die Einfuhr verbiete, welche Reisende mitbrächten, sondern nur solchen, welche ausdrücklich als Waare ver-

schrieben würden; vergebens bezeugte der Eigenthümer, daß der Wagen im Lande verfertigt sey; vergebens schwur ein Schmid zu Reval einen Eid, daß er den Wagen vor der Abreise erst ausgebessert habe; vergebens wurde bei der Appellation an das Kommerz-kollegium vorgestellt, daß einem Reisenden, der von der Landseite her die russische Grenze beträte, erlaubt sey, seinen Wagen mitzubringen. Das Kommerz-kollegium that den Ausspruch: Zu Lande bringe der Wagen den Reisenden, zu Wasser aber der Reisende den Wagen mit. — Der Wagen wurde also — verbrannt. — Verbrannt? — Ja! denn nach den Gesetzen wird alle vernichtbare Contrebande vernichtet; und nur das, was nicht vernichtet werden kann, wird verauctionirt, und ausserhalb Landes geschickt. — So wird also das, woran oft viele Menschenhände gearbeitet, woran der menschliche Erfindungsgeist und Kunstfleiß alle ihre Kräfte versucht haben, in einem Augenblicke ein Raub der Flamme, oder des schmetternden Hammers; so werden, wie ich glaube, noch bis jetzt alle französischen Weine auf die Strafe verschüttet, da sie doch, wenn man genauer untersuchen dürfte, ob sie wirklich, wie man fürchtet, vergiftet wären, so vielen Armen in den Hospitälern und

Lazarethen zur Erquickung dienen könnten. Du erstaunst über dieses Verfahren; aber noch mehr wirst Du erstaunen, wenn ich Dir sage, daß es nur von dem Geschmacke eines einzigen Mannes, des Eichers, abhängt, einen Wein für französisches Gewächs zu erkennen; und ich weiß ein Beispiel, wo ein Kaufmann eine große Quantität Wein erhielt, aber vielleicht den Fehler begieng, daß er dem Eicher die Zunge nicht genug befeuchtete, so daß also dieser den ganzen Transport für französischen Wein angab. Obgleich der Kaufmann bewies, daß der Wein zwar an der französischen Grenze, aber auf deutschem Boden gewachsen sey, ob er gleich an das Kommerz-kollegium appellirte, so wurde doch mit diesem edeln Rebensafte das Straßen-pflaster gefärbt. Also nicht bloß die französischen Erzeugnisse, sondern auch alles ihnen ähnliche, ist Contrebande; eine Deutung des Gesetzes, die bloß die Beamten machen, und von welcher, zum Nachtheil des Kaufmanns, der Gesetzgeber sicher nichts weiß. Noch erwähne ich eines Umstandes, durch den der Kaufmann oft einen, durch keine Mittel abzuwendenden Schaden leidet; nämlich dieses: Wenn das Kommerz-kollegium durch eine neue Ukase, eine Sache zur Contrebande macht, so wird in den Handelsstäd-

ten an der Ostsee, nach dieser Ukase, gleich von dem Tage an, wo sie von Petersburg ankommt, verfahren. Wohl also dem Kaufmann, wenn er eine bisher nicht verbotene Waare, die er verschrieben hat, noch contremandiren kann; kommt sie aber an, so wird sie sogleich konfiszirt. Nicht immer ist auch in solchem Falle ein Kaufmann im Stande, nach Petersburg zu reisen, und seiner anhängig gemachten Sache einen solchen Nachdruck zu verschaffen, daß es ihm erlaubt wird, entweder seine Waare einzuführen, oder sie wenigstens zurückzusenden. Und was endlich den Kaufmann fast durchaus nöthigt, mit dem Zollbeamten unter einer Decke zu spielen, ist das Gesetz: daß, sobald etwas in einem Ballen gefunden wird, was entweder Contreband ist, oder nicht vor der Eröffnung genau angegeben worden, der ganze Ballen konfiszirt wird; denn so kann der Kaufmann durch ein kleines Versehen Tausende verlieren. Nimmt man nun dies alles zusammen, denkt man an diese ganze Einrichtung des Zollwesens, an die Willkühr in der Auslegung der Zollgesetze zum Nachtheil des Kaufmanns, an die Leichtigkeit, mit der man den Zoll betrügen kann, und endlich an den immer höher steigenden Tarif, so überzeugt man sich bald, daß es einem Kaufmann aus-

erst schwer fallen muß, seinen Handel mit Vortheil zu treiben, ohne zugleich den Staat zu betrügen, und daß eine solche Verfassung nach und nach eine leichtsinnige Denkungsart herbeiziehe, und das moralische Gefühl immer mehr unterdrücke. Daher kann man sich sogar, ohne verdiente Verachtung zu befürchten, erdreisten, in Gesellschaften zu behaupten: gegenwärtig könne keiner sich im Wohlstande erhalten, wenn er nicht aufhöre ein ehrlicher Mann zu seyn, und ein Schurke werde. Daß indess nicht alle dortlebenden Deutsche (denn diese sind das ganze Personale der eigentlichen Kaufmannschaft) so denken, ist so gewiß, als ich Dir manchen edeln Mann aus ihnen namhaft machen könnte; daß aber im Allgemeinen die Tugend der Ehrlichkeit und Redlichkeit, durch die unsre Vorfahren sich so sehr auszeichneten, dort eben nicht so sehr geehrt wird, darüber klagt mancher Edle, der sich von dem Verderbnisse seiner Mitbürger nicht anstecken liefs. Einen grossen Theil der Schuld an dieser Sittenverderbnis trägt ohne Zweifel auch die Verfassung des Landes, die diesen schädlichen Einfluß vorzüglich damals gewann, als die vorige Kaiserin, wider ihr auf dem Rathhause zu Reval eigenhändig unterschriebenes Versprechen, die alte Verfassung umstürzte, und die

Statthalterschafts-Regierung einrichtete, wodurch eine Menge unnützer und zusammengecaffter Menschen angestellt wurden, die dann ihren kleinen Gehalt durch Bestechungen zu erhöhen suchten, und, weil sie dabei gewannen, durch ihre luxuriöse Lebensart andern ein schlechtes Beispiel gaben. Paul I. erwies daher diesen eroberten Provinzen eine große Wohlthat, als er ihnen ihre ehemalige Verfassung zum Theil wieder gab. Durch ihre Wiederherstellung läßt sich mit der Zeit vieles Gute versprechen; denn nun ist der Rechtsgang weit mehr vereinfacht; die Männer, die jetzt die Staatsgesetze verwalten, fühlen nicht mehr so sehr den Einfluß der Großen, können zum Besten ihrer Mitbürger manches Gute ausrichten, und den Gesetzen ihre volle Kraft erhalten, da ehemals der Betrüger von einem Gericht zum andern gehen, und endlich einen vortheilhaften Vergleich erschleichen konnte. Ob das Land nicht noch mehr würde gewonnen haben, wenn ihm der Kaiser seine ehemalige Verfassung, nicht bloß zum Theil, sondern ganz, gegeben hätte, ist eine Frage, die ich nicht entscheiden mag; nur so viel ist wahrscheinlich, daß alsdann manche Gerichte würden besser besetzt worden seyn, da jetzt in den wichtigsten Gerichten, z. B. im Kriminal-

gericht, Männer sitzen, die ehemals Soldaten waren, und, wie ich selbst welche kenne, keinen verworrenen, vielweniger deutlichen Begriff des Rechts haben, ja selbst nicht einmal ihren Namen recht schreiben können; so wie einmal ein Kriminalrath, der über Leben und Tod sprechen soll, als Vorsteher einer Clubbe, bei seinem Namen Vorster statt Vorsteher schrieb. Ein Glück ist es noch, wenn an einem solchen Kollegio ein geschickter und rechtschaffener Sekretär steht, dem man gewöhnlich alle Geschäfte überläßt. Auch ist es ein großes Glück für die Stadt, wenn die Stelle des Gouverneurs von einem einsichtsvollen und rechtschaffenen Manne, so wie jetzt von dem Hrn. v. Langell, der nach der allgemeinen Versicherung Gerechtigkeit liebt und Bestechungen hafst, besetzt ist. Der vorige Gouverneur liefs sich sehr leiten, drückte manchmal ein Auge zu, und soll den Fleischern die hohen Taxen gegen fette Ochsen verkauft haben. Der jedesmalige Gouverneur hat viel Macht, und kann daher viel Gutes, aber leider auch viel Böses thun. Der vorige that keines von beiden, liefs aber durch andere des letztern viel thun, so wie er auch manches that, was ihm nach den Gesetzen nicht zukam. Er gestand z. B. durch einen Machtspruch einer von ihrem Manne

geschiedenen Frau die Erziehung ihres Sohnes zu, welches ganz wider die Gesetze war und über seine Vollmacht gieng; und obgleich es für den Knaben gut war, das er nicht in des Vaters Hände gerieth, so war doch dieser in seinen Rechten gekränkt, welches jeder weiter Nachdenkende mißbilligen muß.

Doch, ich sehe, mein Brief wird zu lang, und um ihn nicht langweilig zu machen, so schliesse ich ihn mit dem Versprechen, Dir nächstens von den Deutschen eine ausführlichere Nachricht zu geben. Leb' wohl!

DRITTER BRIEF.

Ich erfülle das Versprechen, das ich Dir in meinem letzten Briefe gab, und erzähle Dir etwas von den Deutschen in Reval. Sie machen, wie ich schon im vorigen Briefe erwähnte, den Hauptbestandtheil der Einwohner, und, wie ich hinzusetze, die gesammte Bürgerschaft aus. Da die meisten Russen in den Vorstädten wohnen, und überhaupt aufser den Geschäften fast nie in deutsche Gesellschaften kommen, so hört man daher auch selten oder gar nicht in den gesellschaftlichen Unterhaltungen eine andere Sprache als die deutsche. Diese spricht man auch durchgängig bis auf den Jungen, der die Pferde vor einem Mistwagen treibt, sehr rein aus,

und thut sich viel darauf zu gut; dagegen fehlt man aber desto öfter gegen die Regeln der Grammatik und den Sprachgebrauch. Statt mir sagt man mich; statt holen meist bringen und so umgekehrt; geschonken statt geschenkt. Vorzüglich aber wimmelt die Sprache von Provinzialismen: recht so soll so viel heißen, als zum Spafs, oder aus Langweile; für hier sagt man hierdenn; für nur, man; für welcher oder welches, was on, u. s. f. — Da diese Deutschen aus so vielen Gegenden zusammengekommen sind, und mitten unter Schweden und Russen leben, so kann man bei ihnen auch keinen ausgezeichneten Charakterzug bemerken, man müfste denn das für einen solchen halten, daß sie gern lange schlafen und viel essen, wovon aber das Klima hauptsächlich die Ursache seyn mag. Das ist aber gewifs, daß sie durch die Regierung die den Deutschen gewifs nicht eigene Sklavenfurcht und Unterwerfung angenommen haben, so wie sie in gänzlichen Mangel an edler Freimüthigkeit gerathen sind. Die Deutschen in ihrem Vaterlande haben eine treue Anhänglichkeit an ihren Fürsten, sobald er nur den Willen zeigt, seine Unterthanen glücklich zu machen; aber ihre dort nach Norden verpflanzten Abkömmlinge thun noch

mehr: sie nennen, wenn es der Monarch befiehlt, eine Hütte einen Pallast, einen Stein einen Berg, und das mit einem Ernste, das es scheint, als glaubten sie es selbst. Wegen dieser Unselbstständigkeit zeigen sie dem Beobachter, das sie keine freien Deutschen, sondern Sklaven sind. Freilich ist es kein Wunder, das sie dies sind, da die strengen Ukasen ihnen stets eine natürliche Furcht einjagen, ob sie sie gleich nur so lange halten, als sie sie in frischem Andenken haben, welches freilich nicht lange währt, indem gar bald jede Ukase durch die schnelle Folge einer andern aus dem Gedächtnisse verdrängt wird. Wenn man aus ihren Reden und andern Äußerungen unmittelbar schliessen wollte, so würde man leicht auf die Meynung gerathen, als liebten sie ihren Regenten; allein diese Liebe kann man eher Furcht nennen. Sobald es bekannt wurde, das der Kaiser die runden Hüthe nicht wohl leiden könnte, warfen sie zwar sogleich die ihrigen in die Ecke, und staffirten sich und ihre kleinsten Kinder, und Kutscher und Bedienten, mit dreieckigen Hüthen aus. Allein dies war bloß eine Wirkung der Furcht: man möchte sie sonst nicht für wirkliche Anhänger des neuen Kaisers halten. Auch hatte der Kaiser damals noch zu kurz regiert, noch zu wenige

haltbare Proben von der Anerkennung seiner Regentenpflichten gegeben, als das er dies für einen Beweis ihrer dankbaren Liebe hätte halten können. Hernach wurde, wie bekannt, das Tragen der dreieckigen Hüthe, der losen Haare, und überhaupt der französischen Kleidung in der Hauptstadt wirklich verboten, um dadurch den Anblick alles dessen, was an Sansculotismus erinnern konnte, zu vermeiden. Wenn daher auch in den Provinzialstädten selbst mancher Mann von Verstande sich gleich einem Rekruten ausstaffirte, so war dies gewiß verzeihlich, weil es einmal Mode war: den Begriff eines treuen Bürgers mit einem dreieckigen Hüthe zu verbinden; und es große Gefahr bringen konnte, wenn man wegen seines Hanges zu einer bequemen Tracht politisch verketzert werden sollte. Aber lächerlich machte sich bei dieser Gelegenheit der Kommandant, der, noch ehe als jenes berühmte Verbot erschien, bei der Wachtparade in Reval zwei Männern mit dem Stocke die runden Hüthe abstiefs, und sie bedeutete, das ihnen das Tragen derselben bald gänzlich verboten werden dürfte. Aber auch der Gouverneur unterliefs nicht, sich durch seinen Patriotismus, der ihm jedoch nichts half, da er bald darauf abgesetzt wurde, zu dem noch lächerlichern Streich verleiten, das

er, als eines Tages von der Schauspieler-gesellschaft die Operette: das rothe Käppchen, aufgeführt werden sollte, und er die Anzeige erhielt, sogleich den Befehl gab, die Zettel umzudrucken, und statt des rothen Käppchens, das grüne vorzusetzen, unter welchem Titel jenes Stück nachher jedesmal gespielt wurde

Bei dieser Geschmeidigkeit, sich nach dem Willen ihres Beherrschers zu schmiegen, fällt es den Deutschen in Esthland gar nicht schwer, sich jedes freien Urtheils in Dingen zu enthalten, die mit der Politik ihres Landes streiten, so daß man sie also in ihrer Lage nicht für unglücklich halten darf. Im Gegentheil bilden sie sich ein, das glücklichste Volk in Europa zu seyn, und in dieser Einbildung mögen wir sie immerhin lassen. In dieser Hinsicht vergleichen sie sich gern mit ihren Landsleuten in Deutschland, und streichen dann natürlich die Vorzüge ihres neuen Vaterlandes aufs beste heraus. Ob sie Recht haben, wollen wir doch sehen. — Bei uns, sagen sie, giebt es keinen Fleisch- und Bierpfennig, keine Accise, keine Grundsteuer u. s. w.; unsrer Abgaben sind wenige und unmerklich. Allerdings fühlen sie den Druck ihrer Abgaben nicht sehr, theils weil sie auf Unkosten des Bauernstandes leben, und sie sich

sich dadurch leicht im Wohlstande erhalten können; theils weil ihre Abgaben nicht unmittelbar, sondern mittelbar an die Krone gelangen. Der hohe Preis der Waaren ist eine Folge des hohen Zolls und der Gildensteuer; der erhöhte Preis des Getreides eine Folge der Kopf- und Rekrutensteuer. Aber daran denken sie nicht, so wie sie eine Menge Abgaben vergessen, die freilich nur einzelne, z. B. Prozessirende, erlegen, aber auf das Ganze einen sichern Einfluß haben. Einen andern Vorzug ihres Landes setzen sie in ihren guten Tisch; sie rühmen ihr Wohlleben, ihr schönes Rindfleisch, ihren schönen Bierkäse (ein Getränk, das aus gekochter Milch, in welche etwas Bier gegossen wird, besteht, wobei die magere Milch nicht zu Käse wird, wie es bei der deutschen der Fall seyn würde), ihre Kochkunst, und bedauern die Leute in Deutschland, daß sie sich oft nur mit Einem Gericht, und meist nur mit Gemüse, behelfen müssen; — diese nur selten traktiren, sie selbst aber wol wöchentlich oder monatlich große Gastereien anstellen können. Es ist wahr, daß sie meist einen bessern Tisch führen, als man bei uns zu finden gewohnt ist; aber dafür mangelt es ihnen oft in andern Theilen ihres Haushalts, in der Wäsche und den Kleidungen; oder ihre Be-

E

dienten werden desto schlechter bewirthe't, oder sie stecken in tiefen Schulden. Mancher giebt von Zeit zu Zeit gro'sse Gastereien, und behilft sich dann mit seiner Familie desto schlechter. Jedoch ist es gewöhnlicher, daß sie täglich einen guten Tisch führen, wobei sie dennoch auch ordentliche Traktamente geben können, wofern sie nur einigermassen im Wohlstande sich befinden. Ihre Speisen sind gewöhnlich wohlschmeckend, aber sehr gewürzt, und oft aus dreizehn und mehrern Ingredienzen zusammengesetzt, wobei sie selten den Zucker vergessen. Dafür sind sie aber auch desto ungesunder, und man findet daher dort weit häufiger Indigestions- und Schleimfieber, als man in Deutschland gewohnt ist. Für vorzüglich schädlich halte ich den Branntwein, Schälchen genannt, den man vor jeder Mahlzeit zu trinken pflegt, und warne davor jeden Fremden, der dahin kommt, weil ein solcher gewöhnlich unter dem Vorwande dazu ermuntert wird, daß das Klima es erfordere. Diese Gewohnheit hat einen mächtigen Reitz, indem dadurch der Appetit geweckt wird, welcher aber freilich unnatürlich ist, so daß man also leicht dem Magen mehr zumuthet, als er vertragen kann, woraus dann nach und nach allerlei üble Zufälle entstehen. Diesen Gebrauch

darf also keiner mitmachen, dem seine Gesundheit lieb ist, und — der nicht in Dummheit und Trägheit fallen will. Denn der Branntwein selbst, vorzüglich in einem kalten Klima, verbunden mit der Menge von Speisen, die man dabei zu sich nimmt, verursacht einen solchen Drang des Bluts nach dem Kopfe und eine solche Trägheit im ganzen Seelen-organ, daß man beinahe alle Wissensbegierde verliert, und bei diesem Verluste nur nach solchen Vergnügungen trachtet, die keine Thätigkeit des Geistes, sondern nur eine gesunde Beschaffenheit der Sinne erfordern. Dahin ist es denn auch mit den meisten Einwohnern jener Gegend gekommen: alles, was ihren Gaum kitzelt, affizirt vorzüglich ihr Begehrungs-vermögen. — Der lange und strenge Winter macht die Leute dort gesellschaftlich und gastfrei, und dies erwirbt ihnen bei dem Fremden, oft schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts, ein günstiges Vorurtheil. Denn sobald dieser nur in einem oder mehrern Häusern Bekanntschaft erlangt hat — (und dies fällt ihm nicht schwer, da jene, bei dem, nach der Lage ihrer Stadt, so seltenen Umgange mit Durchreisenden, und besonders vom mächtigen Reitz der Neuheit angetrieben, eine besondere Vorliebe für den Ausländer hegen), so ist er daselbst jeden Tag

willkommen, und hat nicht nöthig, wegen seines unerwarteten Besuchs um Verzeihung zu bitten. Er darf nicht nur an allen gesellschaftlichen Vergnügungen Theil nehmen, sondern man bittet ihn auch, mit der Hauskost, so oft als er nirgend anderswo versagt ist, oder auch an einem bestimmten Tage jeder Woche, fürlieb zu nehmen. Macht er nun in einem solchen Falle irgend einmal da seinen Besuch, und kommt die Zeit, wo man sich — sey es zu Abend oder Mittag — zu Tische setzt: so nimmt er, gleich einem Kostgänger, ohne Komplimente seinen Platz. Die Frau des Hauses richtet immer ihren Tisch so ein, daß ein ungebetener Gast mit satt werden kann, indem ein solcher selten eher, als das liebliche Klappern der Teller im Hause gehört wird, erscheint. Diese Gastfreiheit benutzt mancher Schmarotzer, der zu Mittage seine Bekannten nach der Reihe besucht, und seinen Zirkel des Jahres acht- bis zehnmal schließt: und nicht leicht kommt ein solcher, wenn er eine Hausthür verschlossen findet, in Verlegenheit, indem er sich immer an ein Haus erinnern wird, wo man gerade an diesem Tage der Woche, Jahr aus Jahr ein, offene Tafel hält, und also jeder Bekannte, der Lust hat, sich zur rechten Zeit einfinden, mit Speise und Trank sich sättigen,

und dann wieder seines Weges gehen kann. Aufser diesen von Freunden und Bekannten gebildeten Tisch-gesellschaften, schliessen die Familien unter sich noch besondere Gesellschafts-zirkel, in welchen die Zusammenkünfte zwar nicht grade nach Wochentagen bestimmt sind, sondern von Familien-festen, Geburts- und Namens-tagen, und solchen Tagen, wo der eine oder der andere aus der Familie ein bürgerliches Ämtchen übernimmt, abhängen. Darum sind aber diese Zusammenkünfte keinesweges seltener, sondern vielmehr oft desto häufiger, indem die jungen Leute, bei dem leichten Unterkommen, das sie bald finden, meist im Vaterlande bleiben, aus ihrer Familie heirathen, und dadurch natürlich veranlassen, daß die Zahl der Familien-glieder hier mehr als irgend anderswo anwächst. Da giebt's nun bald einen Geburts- oder Namens-tag eines der Groß-eltern, der Onkeln und alten Tanten, dieses oder jenes Kindes zu feiern; und dies ist das gewöhnliche Zeichen, was die ganze Familie des Abends in dem feiernden Hause versammelt. Von diesen Familien-gesellschaften ist auch der Freund eines der Häuser aus der Familie nicht ausgeschlossen, wofern er nur fein die respektiven Feiertage in seinem Kalender bezeichnet, und an jedem derselben,

des Vormittags, seine Gratulation abstattet. Bei solchen Gelegenheiten versammeln sich die Mannspersonen, in einem gewöhnlichen, reinlichen Anzuge, und meist in Stiefeln, die man wegen des rauhen Klima's fast beständig tragen muß, gegen vier oder fünf Uhr, und finden das Frauenzimmer, in dem größten Zimmer der Wohnung, schon um den Kaffee- und Theetisch versammelt. In dieser weiblichen Gesellschaft raucht man ohne Zwang seine Pfeife, trinkt entweder Kaffee oder Thee dazu, und nimmt an irgend einem Gespräche, entweder über Staats- oder Stadtneuigkeiten Theil. Nach ungefähr einer Stunde setzen sich die Mannspersonen an den Spieltisch. Wehe dann dem, der das gewöhnliche Boston nicht spielen kann! Er hat die quälendste lange Weile, wofern er keinen gleichen männlichen Gesellschafter hat. Denn die Frauenzimmer setzen sich dann gewöhnlich in einen Kreis, die Großmütter oben an, und die jüngern zu beiden Seiten. Gesprochen wird da wenig, oder nur das, was eine Mannsperson nicht interessiren kann. Es würde auch unanständig seyn, wenn ein junges Frauenzimmer mit einem jungen Manne ein besonderes Gespräch anknüpfen wollte; und findet sich ja einmal dazu Gelegenheit, so ist man doch nie im Stande, mit einem

jungen Frauenzimmer ein Gespräch fortzusetzen, indem man von ihnen selten eine andere Antwort, als Ja und Nein erhält. In jener Verlegenheit thut man daher am besten, wenn man sich neben die Spielenden setzt, eine Pfeife nach der andern ausraucht, und der Zeit harret, wo man aus seiner peinlichen Lage gerissen und zu Tische gerufen wird; welches dann gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr geschieht. Aber auch hier, wo das Interesse beim Spiele, das jeden ganz aus der Sphäre der Gesellschaft heraus in seine eigene versetzte, aufhört, und ein gemeinschaftliches Bedürfnis, das man nun zu befriedigen eilt, den Geist von jenen Fesseln entledigt, und ihn wieder mit der ganzen Gesellschaft vereinigt; auch hier, sage ich, betrügt man sich, wenn man daselbst vorher auf eine angenehme Unterhaltung gerechnet hat. Nachdem man ohne großes Geräusch und viele Zeremonien, die darum da wegfallen, weil man so oft zusammenkommt, und also seinen angewiesenen Posten kennt, niedergesetzt hat, so sucht zuerst jeder seinen, durch das eben genommene Schälchen stark erregten Appetit zu stillen; und nun herrscht eine Stille über Tische, bei der ich mich im Anfange meines Aufenthalts, wo mir alles noch fremd war, oft nicht genug wundern konnte,

wie man bei so weniger Motion so heiss-
hungrig seyn und viel essen konnte, so dafs
ich grosse Stücken Fleisch aufzehren sah, bei
denen ich mit Jedem gewettet hätte, dafs sie
unmöglich über die Hälfte verkleinert werden
könnten? Ist endlich die erste schwere Arbeit
gethan und ein fester Grund zu dem Indige-
stions-gebäude gelegt, fängt man gemach an,
Messer und Gabel aus der Hand zu legen,
und das Auge vom Teller auf seine Tischge-
nossen zu lenken; so könnte man freilich
mit gröfserer Wahrscheinlichkeit ein ange-
nehmes Tischgespräch erwarten; allein auch
dies glückt selten. Denn einestheils kann
man den Revalensern keinen aufgeweckten
Geist zuschreiben, so wie sie bei ihrer Er-
ziehung selten Kenntnisse von Dingen erhal-
ten, die den Menschen überhaupt angehn,
weshalb ihr Ideengang und ihr Interesse sich
selten auf etwas anders ausdehnt, als was
ihre Geschäfte, oder in- und ausländische
Staatsneugigkeiten betrifft. Anderntheils legt
auch der Umstand der gesellschaftlichen Un-
terhaltung das grosse Hindernifs in den Weg,
dafs nicht Geschmack, sondern Familien-ver-
hältnisse die Wahl der Gesellschaften bestim-
men, weshalb man auch selten mit Männern
bekannt wird, deren Bekanntschaft man sich
so sehnlich wünscht. Fällt aber auch dies

Hindernifs bei irgend einer Gelegenheit hin-
weg, so kann doch wieder der Fall eintreten,
dafs man, wegen der eingeführten Rang-ord-
nung bei Tische, gerade von dem entfernt
wird, an dessen Seite man zu sitzen wünsch-
te. Jedoch ist dies letztere selten der Fall,
und ich erinnere mich noch mit Vergnügen,
wie freundschaftlich man mir oft einen ange-
nehmen Unterhalter zur Seite gesellte. Ich
würde undankbar seyn, wenn ich Dir nicht
die Gefälligkeit rühmen wollte, mit der man
mir in einigen Häusern, deren Namen ich
nennen könnte, wenn Dir daran gelegen wä-
re, Unterhaltung zu verschaffen suchte. Ich
kenne keinen Ort, wo man den Bekannten
mit solcher unverstellten Freundlichkeit em-
pfängt und aus gutem Herzen bewirthe, als
es die Revalenser thun. Schade nur, dafs die
verwünschte Etiquette ihnen zuweilen in den
Kopf kömmt, die dann dem Wirthe und den
Gästen manches Vergnügen verbittert. Diese
Geisteskrankheit ist es auch, die so selten es
erlaubt, dafs bei Tische ein Gespräch sich
entspinnt, an dem jedermann Theil nehmen,
und bei dem man, wenigstens auf Augen-
blicke, vergessen könnte, dafs man nur des
Essens wegen hier sitzt. Der Ernst der alten
Vettern und Muhmen, die obenan auf beiden
Seiten der Hausfrau, die da mit wohlthätiger

Hand ihre Gaben ausspendet, sitzen, theilt sich der ganzen Gesellschaft mit, und verschleucht jeden launigen Einfall. Selbst der Klang der Gläser, der das Gemüth zu frohen geselligen Empfindungen zu stimmen vermag, wird selten oder gar nicht gehört, sondern wenn Gesundheiten getrunken werden sollen, so steht derjenige, dem wegen seines Alters die meiste Ehre gebührt, auf, und bringt den Gesundheits-spruch demjenigen, dessen Tag gefeiert wird, oder auch wol bloß dem Herrn oder der Frau des Hauses; und nun folgt seinem Beispiele die ganze Gesellschaft, steht auf, murmelt einige Worte und leeret ebenfalls ihre Gläser. Nach einer kleinen Weile bedanken sich jene, und leeren ebenfalls ihr Glas. Dieser ernsthafte Ton bleibt sich in allen Gesellschaften, selbst auf Hochzeiten gleich, und wird von der Etiquette, die die alten allenthalben figurirenden Tanten verlangen, erhalten. Diese Krankheit, die den guten Revalensern so manche gesellschaftliche Freude verdirbt, ist es auch, die gewöhnlich das Gespräch über die gestrige Gesellschaft leitet: Wie saß man bei Tische? wer brachte die Gesundheiten heraus? das sind die angelegentlichsten Fragen bei solchen Gelegenheiten. Sonst aber, wo jene Familien-verhältnisse nicht ins Spiel kommen, herrscht

in den Gesellschaften ein zwangloser Ton, der dem Ausländer, der seiner nicht gewohnt ist, oft einen Anstrich von Grobheit angenommen zu haben scheint. Vorzüglich schienen mir Mannspersonen und Frauenzimmer nicht immer die gehörige Delicatesse gegen einander zu beobachten. Jene bläsen diesen den Tabacksdampf oft recht derb ins Gesicht, und berühren manches Gespräch, womit man billig das Ohr eines Frauenzimmers verschonen sollte; diese erlauben sich aber dafür auch manche Freiheit, und werfen sich wol aufs Kanapee in eine Lage, die man in andern Ländern für äußerst unanständig halten würde. Doch ich will diese Art des gesellschaftlichen Umgangs eher für eine Ausnahme, als für eine Regel halten, da ich Häuser kannte, wo stets ein feiner Umgang herrschte, der nie die Anständigkeit beleidigte, und doch auch auf der andern Seite nicht so steif war, daß dadurch das gesellige Vergnügen gestört wurde. Jene gesellschaftlichen Zusammenkünfte dauern auch im Sommer, aber seltner, fort, indem sie da durch das Reisen aufs Land unterbrochen werden. Der Sommer ist kurz; seine schönsten von keinen kalten Abenden unterbrochenen Tage dauern eigentlich nur vom Anfang Junius bis zum Ende Julius, und daher sucht man, so viel wie möglich, diese

schönste Jahreszeit zu genießen. Wer keine nahe Sommerwohnung oder keinen Garten hat, zieht wenigstens mit seiner Familie einige Wochen aufs Land, und miethet sich bei einem Bauer ein. Oft treten bei solchen Landparthien mehrere Familien zusammen, und suchen sich da durch die frische Landluft für den vorigen langen Winter zu entschädigen. Diesen Zweck würden sie auch eher erreichen, wenn sie solche Gelegenheiten gut benützten; allein die Mannspersonen verspielen, und die Frauenzimmer verschlafen da die meiste Zeit. Denn spazieren fahren mögen sie wol gern, aber nicht spazieren gehn, weswegen sie auch oft den ganzen Winter nicht außerhalb der Wälle kommen. Was aber ihre Gesundheit bei solchen Landparthien mehr schwächen als stärken muß, sind die unmäßig viele Speisen und Getränke, die dabei immer das Hauptbedürfnis sind. Übrigens mögen sie wol mehr durch die ungebundene Lebensart, die sie da führen können, den guten Appetit, den sie da bekommen, als durch den Reitz des Landlebens, aus der räucherigen Stadt ins Freie getrieben werden; denn sonst wäre mir es unbegreiflich, wie sie oft in einer öden Gegend in einem ganz elenden Bauernhause campiren könnten. Ein Zimmerchen, das durch kleine Fenster er-

hellt, mit einem langen Tische, einer Wandbank und zerbrochenen Stühlen versehen ist, und von den Bauern ein deutsches Zimmer genannt wird, ist der Aufenthalt am Tage. Des Nachts schlafen sie in einer Rüge (einer durchräucherten fensterlosen Stube, in welcher man das Getreide trocknet) wie die Schaafe im Stalle, wobei es denn nicht immer züchtig hergehen mag. Einen reinern und vollern Genuß des Sommers haben die Gartenbesitzer; aber diesen schwindet auch desto schneller diese flüchtige Jahreszeit. Kaum entfalten sich zu Anfang Mai's die Blätter der Bäume, entsprossen neue Keime der Erde: so steht schon nach ein paar Wochen alles in seiner Blüthe, die schneller noch abfällt, als sie sich entwickelte. Der starke Trieb der Vegetation bringt die jungen Früchte schnell zur Reife: und kommt diese, so ist auch der Garten nicht mehr der Ort, wo man gerne ganze Tage und Nächte hinbringt, und man versteckt sich wieder hinter die hohen Wälle der Stadt. So kurz die Gartenlust auch ist, und so viele Hindernisse ihrer Befriedigung vom Klima auch in den Weg gelegt werden, so wird sie doch jetzt immer allgemeiner; und man hat schon mehrere beträchtlich große Gärten, hauptsächlich für den Obst-

bau, angelegt. Wohlschmeckende Birnen und Zwetschen findet man da freilich nicht, sondern nur einige Arten von Kirschen, Pflaumen und Äpfeln, unter welchen letztern der bekannte Astrachaner oder Eisapfel zuweilen so durchsichtig wird, dafs man inwendig die Kerne erblickt. Diese vorzügliche Güte dieser Äpfel schreibt man dort den heifsen Tagen und den darauf folgenden kalten Nächten zu; aus welchem Grunde man aber dies behauptet, weifs ich nicht, und habe auch, einen Versuch damit zu machen, nie Gelegenheit gehabt. Diese Äpfel haben sehr vielen Saft, halten sich aber noch weniger wie jedes andere dort gezogene Obst, und müssen eigentlich gegessen werden, sobald man sie vom Baume genommen hat. Aufser den Baumfrüchten zieht man auch eine grofse Menge Garten-beeren, die dort so, wie alle schnellreifende Früchte, sehr gut gerathen, und oft allein den ganzen Garten verinteressiren können, indem sie auch bei reicher Erndte im hohen Preise stehen, weil sie in der Haushaltung so häufig statt der nicht gar häufigen Waldbeeren benutzt werden. Seltener baut man Gemüse, weil man es weit vortheilhafter von den Russen kaufen kann; und zieht statt dessen Spargel, Gurken und

Melonen, welche letztere oft besser, als in Deutschland, gerathen, indem sie während ihres Wachsthums einer mehr anhaltenden Hitze, als in den südlichen Ländern, genießen.

VIERTER BRIEF.

Unsere Blicke auf das gesellige Leben der Menschen, und seine einzelnen Verschiedenheiten, die selbst innerhalb der Grenzen Europa's mannigfaltig genug sind, beschäftigen den Verstand und rühren das Herz viel zu sehr, als dafs es mich über Deine Bitte, Dir noch mehr aus dem Leben der Revalenser zu erzählen, wundern sollte, und fahre damit fort, dafs ich aus ihrem häuslichen Leben herausgehe, und Dich an die öffentlichen Vergnügungs-orte führe. — Dafs sie ein Theater haben, weist Du schon aus einem meiner vorigen Briefe, aber leider wäre es zur Ehre ihres Geschmacks besser, dafs sie hier keins hätten. Wenn auch der Herr von Kotzebue nicht

nicht zuerst ihre Liebe fürs Theater weckte, so war er es doch wenigstens, der ihren Geschmack von den ersten und gröbsten Flecken reinigte. Zum Besten der Armen, aber auch, so wie jedes andere Theater dieser Art, zum Nachtheil der häuslichen Glückseligkeit, stiftete er ein Privat-theater, wo vielleicht manches häusliche Weib zu einer Theaterheldin und galanten Dame umgebildet wurde. Dies preiswürdige Institut dauerte bis zum Jahr 1794, wo ich zuletzt Kotzebue's Verläumder mit Beifall aufführen sah. Hier that ich bei der Rolle des Verläumdeten den ersten Blick in die Lage, in welcher der Verfasser sich befand. Damals hatte er schon seine Präsident-stelle aufgegeben, und sich ins Privatleben zurückgezogen, wo er die jüngsten Kinder seiner Laune schrieb, und da manche treffende Bemerkung über die Revalenser, besonders in der Geschichte der Herren von Üxküll gemacht hat. Ungefähr nach Jahresfrist stellte sich eine reisende Schauspieler-truppe ein, gab funfzehn Vorstellungen, fand Beifall, und da die Revalenser, aus Haß gegen die Langeweile, gar zu gern ein stehendes Theater haben wollten, so brachten sie bald durch Actien eine Summe von 15000 Rubeln zusammen, mit deren Hülfe sie diese Gesellschaft auf

einen festen Fuß setzten. Wenn Du, was ich hier nur beiläufig erinnere, aus dieser Thatsache schließest, als ob die Revalenser, eben so bereitwillig, solche beträchtliche Beiträge zur Errichtung irgend einer Anstalt zum wahren Gewinn für den Staat liefern würden, so irrest Du Dich. Hier setzten ganz besondere Motive den Plan ins Werk: Denn erstlich konnten die Interessenten dadurch auf eine Reihe vergnügter Stunden ganz sicher rechnen, und dann hofften sie auch noch das ganze Capital mit doppelten Zinsen wieder in ihre Hände zu bekommen. Allein ihre letzte Absicht wurde ihnen vereitelt; denn die neue Einrichtung und Erweiterung des Theaters, die Theaterkleidung, der hohe Sold der Schauspieler, die Reisekosten für neu verschriebene Subjekte, versetzte ihrer Kasse gleich anfangs einen gar zu empfindlichen Stoß. Kaum hatte sie sich durch den anfänglichen großen Zulauf etwas erholt, als der Sommer kam, und die Landlust die Theaterlust verdrängte. Aber auch diese Wunde wäre noch zu heilen gewesen, wenn nicht unglücklicherweise im November Katharina II. gestorben wäre, und der Gouverneur von Reval den noch unglücklichen Einfall gehabt hätte, die Trauer anzubefehlen, ehe er selbst den Befehl dazu erhalten

hatte, den er nachher nie erhielt: daher es denn auch geschah, daß, Petersburg ausgenommen, Reval der einzige Ort im ganzen russischen Reiche war, wo Schauspiele und Konzerte während der jahrlangen Trauer verschlossen blieben. Indefs dauerte der Sold der Schauspieler fort, und die Direction war bei meiner Abreise aus Reval im Begriff, Banquerout anzusagen, so daß ich meinen Augen kaum traute, als ich vor einiger Zeit in den Hamburger Zeitungen las, daß Hr. Grüner noch immer in Reval spielt, und sogar neue Schauspieler dahin verschreibt. Er hat, wie ich gehört habe, mit der Direction accordirt, und dirigirt jetzt selbst das Theater. Ausser ihm befindet sich kein erträglicher Schauspieler in der ganzen Gesellschaft, wenn man nicht den Herrn Matstadt dahin rechnet, der mit seiner Familie ehemals in Weimar agirte; seine Frau hat aber viel verloren. Seinen meisten Beifall schenkt das Publikum, zu seiner Schande, dem Herrn Christel, den ich Dir als einen baumstarken großen Mann beschreibe, der eine gute Bassstimme hat, und ein paar nervigte Arme, die er im Affekt entweder gerade ausstreckt, und mit geballter Faust in eine zitternde Bewegung setzt, etwa wie ein Toller, der seinen Kerker zerreißen will; oder mit denen er an seine

Brust und Schenkel schlägt, daß das ganze Parterre ertönt. Mit diesen Anlagen ausgerüstet denke Dir ihn, wie er jede Stelle zur Karrikatur zu machen sich bemüht, und Du kannst leicht von dem Geschmacke des Publikums urtheilen. Ich bin zweimal im Theater gewesen, habe aber niemals Vergnügen genossen; denn das unnatürliche Spiel zwingt den Zuschauer, mehr an den Schauspieler, als an seine Rolle zu denken, wodurch alle Täuschung wegfällt. Dies würde mir noch erträglich gewesen seyn, wenn ich dabei ungestört hätte nachdenken können, wie man besser hätte spielen können; allein die dazu erforderliche Gemüthsruhe wurde oft dadurch unterbrochen, daß man, wie im Theater zu Abdera, bei rührenden Stellen laut auflachte, und, wie über die größte Posse, klatschte. Die Empfindungen, die sich bei diesen lauten Kennzeichen eines moralischen Stumpfsinnes jedesmal meiner bemächtigten, kann ich Dir nicht anders beschreiben, als wenn ich sie mit derjenigen vergleiche, die Dir Mark und Bein durchschneidet, wenn disharmonische Töne Dein musikalisches Ohr berühren. Die lieben Leute dort sind große Liebhaber der Musik, und suchen eine Ehre darin, es zu seyn. Daher strömen sie in jedes Konzert, sind so gutmüthig, daß sie jeden Stümper

beklatschen, und lieben darum auch keine Art von Schauspielen mehr, als Operetten. Daher werden in Reval meist Operetten, selten ein Lustspiel, nie ein Trauerspiel aufgeführt. Du kannst Dir indess leicht vorstellen, wie die Operetten ausfallen müssen, da nur wenige Musikliebhaber das kleine Orchester ausmachen. Das kümmert sie aber nicht, wenn sie nur trillern und pfeifen hören.

Wenn ich die Clubben als Orte betrachte, wo man jeden Abend gewiß Gesellschaft findet, wo also der thätige Mann sich von seinen Geschäften erholen kann, wofern er unglücklich genug ist, seine Erholung nicht im Schoofse seiner Familie zu finden, oder wenn sogar häuslicher Verdrufs und Kummer ihm zuweilen jene Zerstreuung außerhalb des Hauses zum nothwendigsten Bedürfnis machen; wenn ich ferner bedenke, daß selbst derjenige, dem nicht nur reiner Sinn für häusliches Glück zu Theil wurde, sondern auch der, welcher sich im vollsten Besitz desselben befindet, den Genuß jenes Glückes oft erneuern und erhöhen kann, wenn er sich, nach Vollendung seiner Geschäfte, von Zeit zu Zeit aus seinem Hause entfernt, eine gemischtere Gesellschaft aufsucht, und von dieser oft reicher an Erfahrung, zum Vortheil seines Kopfes und Herzens, nach dem Orte

seines wahren Glückes zurückkehrt. Wenn ich die Clubben aus diesem Gesichtspunkte betrachte, so möchte ich wol einer jedermässigen Stadt wenigstens Eine Clubbe wünschen, und dies um so mehr, da sie das Gute haben, daß durch sie manches theure Gastmahl erspart wird, welches bei häufigen Privatgesellschaften gegeben werden müßte. Allein dies Gute wird sogleich wieder dadurch aufgehoben, daß die Clubben gerade die Orte sind, wo die Spielsucht die meiste Nahrung erhält, und unendlich viel Unglück ins häusliche Leben bringt, welches vorzüglich in Reval der Fall ist, wo man sehr hoch spielt, so daß mancher, dem sein Haushalt jährlich tausend Rubel kostet, an einem einzigen Abend fünf und zwanzig Rubel verspielt, und dafür mit Mißmuth beladen nach Hause kommt, und den Seinigen das Leben verbittert. Die verderbliche Spielsucht ist es denn auch, die selbst jenen Nutzen der Clubben, von dem ich vorher sprach, dadurch unmittelbar zerstört, daß sie die Männer veranlaßt, gleich nach Endigung ihrer Geschäfte ihr Haus zu verlassen, indessen die Frau sich zu Hause einem kummervollen Nachdenken überläßt. Ich habe hierüber in Reval laute Klagen gehört, und nicht selten die Äußerung vernommen: die Männer ließen sich oft den

ganzen Tag nicht, ausgenommen bei Tische, sehen; in den vorigen Zeiten sey dies nicht der Fall gewesen. Zu welchen Ausschweifungen kann dadurch nicht ein Weib verleitet werden; und darum ist es ein Glück für die Revalenserinnen, daß ihr Phlegma sie nicht dazu antreibt. Um aber diesem Übel vorzubeugen, müßte man entweder die Clubben gänzlich abschaffen, oder man müßte mehr Geschmack für häusliches Glück zu erwecken wissen; aber dann müßten wol auch die künftigen Hausmütter, vorzüglich im Mittelstande, eine zweckmässigere Erziehung genießen, woran man bis jetzt, wenigstens in Reval, noch fast gar nicht gedacht hat. Die reval'schen Mädchen bekommen in ihrer Jugend eine gute Leibesnahrung, wachsen, wie Kotzebue sagt, auf wie Spargel, werden im vierzehnten Jahre schon völlig mannbar, und meistens auch schon Bräute, oft noch, ehe sie konfirmirt sind. In diesem jungfräulichen Alter bekommen sie meist schon grobe Gesichtszüge, so wie man überhaupt selten eine regelmäßige feine Gesichtsbildung unter ihnen, wol aber einen starken Körperbau und gedrängten Fleischwuchs antrifft. Im zwanzigsten Jahre ihres Alters finden sie selten mehr einen Mann, und treten daher so früh wie möglich, zwischen dem vierzehnten und

achtzehnten Jahre, unschuldig und unwissend, in den Ehestand. Unbekannt mit allen Liebes-intriguen lassen sie ihre Eltern für sich wählen, geben dem Manne, ohne ihn zu lieben, ihre Hand, und fangen erst im Ehestande an, ihn zu lieben. In ihrer Liebe sind sie ihrem Manne sehr getreu, aber leider übersättigen sie ihn gleich anfangs, und sind dann zu arm an Geistesvorzügen, um ihn damit auch fernerhin zu fesseln. Was ist dann natürlicher, als dafs dieser sie gleichgültig behandelt, da er sie nur als gute Köchinnen, sparsame Haushälterinnen u. s. w. betrachtet. Doch ich habe mich schon zu lange bei dieser traurigen Ansicht des häuslichen Lebens in Reval, von dem ich freilich auch einige erfreuliche Ausnahmen weifs, aufgehalten, und beschreibe Dir nun die Orte, wo die Männer von Reval, gewissenlos genug, ihre Zeit und ihr Geld verschwenden.

In Reval giebt es drei Clubbs: einen adelichen, einen bürgerlichen, und den sogenannten Schwarze-Häupter Clubb; welchen letztern ich besuchte, und Dir also beschreiben kann. Die sämmtliche unverheirathete Kaufmannschaft bildet das berittene sogenannte Schwarze-Häupter-Corps, welches seinen Namen von dem in seiner Standarte geführten Mohrenkopfe hat, und in

den ältern Zeiten, im Nothfall, ins Feld ziehen mußte. Ob nun gleich dieser Fall der Noth nicht mehr eintritt, so besteht doch jetzt noch dieses Corps, aber nur zum Vergnügen, zum Staate bei feierlichen Gelegenheiten, (wenn z. B. der Monarch die Stadt besucht, wo alsdann das Corps in splendor goldreicher Uniform unter klingendem Spiel entgegen zieht) und leider auch zum Verderben der jungen Leute; denn jeder unverheirathete Kaufmann, es sey Diener oder Herr, ist verbunden, sich an dies Corps anzuschließen; und dann muß er nicht nur an manchen Trinkgelagen Theil nehmen, sondern sich auch die überaus theure Uniform anschaffen, bei seinem Eintritte auch eine gewisse Summe Geldes und einen großen Schmaus geben, wozu gewöhnlich mehrere zusammentreten, und dann fast die ganze Stadt zusammenbiten. Ein solcher Schmaus heist die Schafferey, wo die Herren Schwarze-Häupter-Brüder, die sogar Peter I. unter ihre Zahl rechnen, bei einer Tafel von einigen hundert Personen aufwarten, und ihre Fremde mit nach alter Weise zugerichteten Speisen bewirthen. Vorher aber wählen sie unter albernem Feierlichkeiten, und in einer alten kauderwälschen Sprache neue Schaffer fürs nächstmal, und besetzen Offizierstellen und

andere Ehrenämter. Ein solches Ehrenamt ist das des Erkoehnten Ältesten, dessen Titel auch im gemeinen Leben gilt; nur daß man diesen Titel zusammenzieht, und aus einem Erkoehnten Ältesten einen Kornelster macht; ein Name, der mich, als ich ihn zuerst hörte, nicht wenig in Verwunderung setzte. Diese Schwarzen-Häupter-Brüder haben nun das ihnen zugehörige Haus mit einem großen Saal und einigen Zimmern an einen Club vermietet, und sich dabei den freien Zutritt bedungen. Dieser Club besteht aus drei- bis vierhundert Personen aus allen Ständen, vom Gouverneur und Commandanten bis zum Schreiber und Fähndrich, vom Kaufmann der ersten Gilde bis zum Ladendiener. Wenn Du, indem Du dieses liesest, auf die Vermuthung kommst, daß nichts weniger als Stolz der Fehler der Leute in jenem Lande sey, so irrst Du Dich nicht. Der Vornehmere und Reiche, besonders der Land-adel, läßt sich zu den andern Ständen so herab, als ich es noch nirgends bemerkte; wenigstens zeigt man dort im Äußern so wenig Prätension und Aufgeblasenheit, daß man leicht in die Verlegenheit kommen könnte, einem Unbekannten unter seinem Stande zu begegnen. Nach meiner Erfahrung kann man ihnen also im Allge-

meinen keinen Stolz vorwerfen; allein noch eher könnte man das an ihnen tadeln, daß sie sich eine gewisse anstößige Nachlässigkeit im Umgange zu Schulden kommen lassen. Besonders suchen sich die jungen Herren darin auszuzeichnen, und den Engländer zu spielen, der ihnen dann oft ganz mißlingt. Der Gang, der Grufs, die Kleidung, kurz alles soll nach englischem Zuschnitt seyn. — Bei den täglichen Versammlungen dieser Clubbe ist man in einigen Zimmern mit den Karten beschäftigt, während daß einige in dem großen Saale bei russischen und deutschen Zeitungen Unterhaltung suchen, und andere da einen lange nicht gesehenen Freund anzutreffen hoffen, oder auch gelegentlich einen Handel schließen. So vertritt also dieser Ort die Stelle der Börse, so daß man da manchen Abend, besonders im März, wo der Adel häufig vom Lande in die Stadt kommt, eine zahlreiche Gesellschaft antrifft, in welcher ein unbefangener Zuschauer unbemerkt herumgehen kann. Am häufigsten benutzt man aber diese Gelegenheit an denjenigen Tage der Woche, wo einige Musikliebhaber während des Winters Konzerte geben, wo man aber insolent genug ist, hinter den Stühlen der Zuhörer oft so laut zu plaudern, daß man die Musik nicht mehr hört, so daß man für

nöthig gefunden hat, demjenigen eine Geldstrafe aufzulegen, der während der Musik laut plaudert. Aufser diesen wöchentlichen Konzerten erhalten die Mitglieder dieses Clubs für ihren geringen jährlichen Beitrag von 6 Rthlr. alle vier Wochen einen Ball, auf welchen jedes Mitglied ein Frauenzimmer führen kann. Auch dies Vergnügen hat manche Sonderbarkeit, in welcher sich der Charakter der Revalenser verräth; wobei aber zugleich gewiß ein jeder Fremder aus Deutschland alles dasjenige vermissen wird, was ihm die Tänze seines Landes so anziehend und selbst dann, wenn er einen bloßen Zuschauer abgab, zu den angenehmsten geselligen Vergnügungen machte. Selten holen die Herrn ihr Frauenzimmer im Hause ab, sondern stehen meist in gedrängtem Haufen im Saale an der Thür, um es da zu empfangen, indem sie es nämlich bei seiner Ankunft unter ihren Arm nehmen, zu einem der Stühle führen, die an den Wänden des Saals gereiht sind, und sich dann mit einer Verbeugung empfehlen. Alsdann haben sie, besonders wenn das Frauenzimmer nicht mehr jung ist, selten eine andere Verbindlichkeit weiter, als daß sie es etwa noch zu einer Polonoise auffordern. So werden nach und nach die Stühle an den Wänden mit alten und jungen Frauen-

zimmern garnirt, die sich dann von den Herrn, welche sich um die, in der Mitte des Saales stehenden, Pfeiler drängen, begrüßen lassen, und ihren Sitz nicht eher verlassen, als bis sie zum Tanze aufgefordert werden. Wehe dem Fremden, der in seiner Unwissenheit mit der Etiquette sich einem Stuhle nähert, um sich mit einer Bekannten zu unterhalten. Ja und Nein ist alle Antwort, die er auf seine Fragen erhalten kann; und nur dann, wenn er sich mit schneller Fassung zurückzieht, wird er einer beschämenden Verlegenheit entgehen. Will man sich ja mit einem Frauenzimmer unterhalten, so muß man es zu einer Polonoise auffordern, wo man Zeit und Gelegenheit zur mündlichen Unterhaltung genug hat. Mit einem gewissen Glockenschlag eröffnet jedesmal einer der Vorsteher den Ball mit einer Polonoise, die aber dort mehr einem Umgange, als einem Tanze, ähnlich sieht; denn indem der Vortänzer seine Dame, bald an der rechten, bald an der linken Hand, durch den Saal nach allen Richtungen, bald längst den Wänden, bald um die Pfeiler, herumführt, folgen ihm alle Paare, mit jenem Sprichworte zu reden, wie die Gänse, ohne taktmäßige, aber hörbare, Bewegung der Füße, nach. Es machte mir immer auf einige Augenblicke Vergnügen, diesem Zuge

zuzusehn, da ich hier so gute Gelegenheit hatte, die Gesichter, die da vorbei defilirten, die Revüe passiren zu lassen; allein dies Vergnügen dauerte auch nicht länger als einige Augenblicke, indem ich stets vergebens ein seelenvolles sprechendes Gesicht auszuspähen suchte, und ich die Bemerkung machen mußte, daß manche von meinen Bekannten, ich weiß nicht warum, sich rechte Mühe gab, ihre natürliche lustige Laune zu verbergen, und eine recht ernsthafte Miene anzunehmen. Dieser Tanz, bei dem die Musik das beste und oft vortreflich ist, gefällt den Revalensern wol deswegen so vorzüglich, weil ihn jeder, der nur gesunde Füße hat, ohne große Ermüdung, eine ganze Nacht hindurch tanzen kann, und daher kann man sich auch bei den alten Damen nicht besser einschmeicheln, als wenn man sie zu einer Polonoise auffordert. So ganz kann man es den alten Damen nicht verdenken, daß sie diese kleine Bewegung lieben; aber was wirst Du von den jungen Leuten halten, die einen solchen Tanz zwei ganzer Stunden mit Vergnügen tanzen können, indem sie ein Frauenzimmer nach dem andern, gleich viel, welches, an der Hand einigemal durchs Zimmer führen, und es dann wieder fahren lassen. Ich wenigstens hätte schon beim bloßen Zusehen vor Unge-

duld vergehen mögen, und oft nur dann, wenn ich zuweilen mit dem ganzen Haufen in Reihe und Glied mich zu marschiren zwang, entgieng ich einer verzweiflungsvollen langen Weile. Mit dem Glockenschlag acht macht ein Trompetenstofs der Polonoise ein Ende, und ein Kontretanz beginnt. Allein auch hier findet der Liebhaber dieses Tanzes kein sonderliches Vergnügen: denn wie kann dieses da Statt finden, wo sich entweder Studenten oder Offiziere hindrängen. Mehrere, oft thätige Händel, die zwischen den Flott-Offizieren und den Kaufmannsdienern, wegen des Platzes, entstanden sind, haben die Einrichtung veranlaßt, daß sich ein jeder, der einen oder alle drei Kontretänze, die durch die Gesetze verordnet sind, tanzen will, gleich im Anfang des Balls seinen Namen aufschreibt, und dann durchs Loos eine bestimmte Nummer erhält. Durch einen solchen Zwang muß das freie gesellige Vergnügen natürlich gar sehr gestört werden; und doch möchte dies noch angehen, wenn nur nicht fast bei jedem Ball, besonders bei Gelegenheit der Quadrillen, die den Kontretänzen folgen, Zänkereyen vorfielen. Übrigens tanzen die Frauenzimmer die letztern Tänze ohne alle Grazie, ohne zugleich im Stande zu seyn, irgend eine verwickelte Tour

herauszubringen; daher ihr Tanz auch mehr einem wilden Herumspringen, als einem ausdrucksvollen Tanze gleicht.

Diese Bemerkungen, die ich Dir über die Arten von Vergnügungen, welche die Revalenser in- und aufser dem Hause suchen, mitgetheilt habe, werden, wie ich glaube, hinlänglich seyn, um Dich mit dem Charakter dieses Völkchens genauere bekannt zu machen, und Dir zu einem sichern Urtheil zu verhelfen, ob sie die Freuden des gesellschaftlichen Lebens mit Geschmack zu genießen und zu vervielfältigen verstehn, oder ob sie mehr ihr Leben langweilig, ohne lebhaftere Freude, hinschleppen. In meinem nächsten Briefe will ich Dir noch etwas von der häuslichen Erziehung, dem Schulen- und Kirchenwesen erzählen, und meine Bemerkungen mit einer kleinen Schilderung des Hofmeister-lebens beschließen.

FÜNFTER BRIEF.

Ein Volk, das, wie die Bewohner Revals, aus einem Gemische von Menschen besteht, die aus allen Gegenden Europa's dahin geströmt sind, kann natürlich keinen bestimmten moralischen National-charakter haben; allein eben dies ihr Zusammenströmen aus so vielen Ländern, verbunden mit so vielen andern Umständen, die Du aus meinen bisherigen Briefen hast kennen gelernt, hat dennoch unter ihnen eine Denk- und Handlungsweise hervorgebracht, die man ziemlich allgemein bei ihnen antrifft. Einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihren Charakter haben gewiß diejenigen von jeher gehabt, die aus ihrem deutschen Vaterlande, entweder durch

die Verachtung ihrer Mitbürger, oder durch die Obrigkeit vertrieben, so häufig ihre Zuflucht nach Rußland nehmen, und da gewöhnlich ihr Glück zu machen wissen. Diese, die ihren Charakter meist beibehalten, tragen nämlich dazu bei, daß keiner gegen den andern viel Zutrauen hegt, woraus denn die natürliche Folge entsteht, daß man auch selten sich um das Zutrauen anderer bewirbt. Daher nimmt man bei den Revalensern mehr Verschlossenheit, als Aufrichtigkeit, und eben daher öfter eigennützig als uneigennützig Freundschaft wahr, die oft eben so schnell aufgelöst wird, als sie geknüpft wurde. Daher sieht man nicht ganz selten einen andern Freund seyn, von dem er gestern nicht aufs beste sprach. Den meisten Schaden stiften aber einige junge Libertins, die sich hier seit einigen Jahren eingefunden haben, und um ihre freie Lebensart zu beschönigen und ungehindert fortzusetzen, Witz und Schlaunigkeit, leichtfertige und falsche Grundsätze unter das, des Nachdenkens nicht gewohnte, Völkchen austreuen, und so einen immer allgemeiner werdenden Indifferentismus hervorbringen. Leichtsinng bricht man sein Versprechen, sobald man seinen Vortheil dabei sieht, übt auf die unverschämteste Weise Handlungen aus, die in unserm deut-

schen Vaterlande mit allgemeiner Verachtung bestraft würden, so daß ich gern der Versicherung manches Rechtschaffenen, daß ehemals mehr Treue im Lande zu finden gewesen sey, Glauben beimesse. Ich will denjenigen oder diejenigen, denen man diese verbreitete Verderbnis der Sitten zuschreibt, nicht richten und durch öffentliche Bekanntmachung beschimpfen: haben sie Schuld, so mögen sie sich selbst richten, wenn sie einst einsehen sollten, daß sie die Sitten eines guten Volks verdorben haben. Wer aber diesem, den Ruin alles bürgerlichen und häuslichen Glückes unfehlbar herbeiführenden, moralischen Verderben entgegen arbeiten könnte, wären die Prediger, da sie dort mehr, als irgendwo, über die Gemüther herrschen. Allein, so sehr ich manchen unter ihnen schätze, so sehr beklage ich, daß ihre Lage es ihnen so schwer macht, dem Zwecke ihres Standes zu entsprechen. In dem Verhältnisse, in welchem sie jetzt stehen, sind sie wenig mehr als kirchliche Zeremonienmeister, die zwar die Gemüther auf eine Stunde in eine andächtige Stimmung versetzen, wol auch von den menschlichen Pflichten, aber ohne hinlänglichen Nachdruck, reden, indem sie sich sehr scheuen, den sinnlichen Begierden zu nahe zu treten, und gegen herr-

schende Laster ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen, weil dies leicht sie zu armen Männern und zu moralischen Martyrern machen könnte. Dagegen schlafert sie lieber durch häufige Absolution die Stimme des Gewissens ein, und bilden dadurch verstockte Sünder; und warum? — dies füllt ihren Beichtstuhl und vermehrt ihre Einnahme. Ihr Bürgermeister und Rathsherren, die Ihr so gern Väter der Stadt genannt seyn wollet, — verdient diesen Namen, und gebt Euern Predigern eine anständige Besoldung, damit sie nicht nöthig haben, um einen vollen Beichtstuhl zu buhlen, weil sie nicht im Elend verschmachten wollen! Dann werden sie mit freierer Stirn und kräftigem Nachdrucke den christlichen Grundsatz: „Nicht der Glaube, sondern das Thun macht selig!“ predigen können. Dann wird das schlechtere Glied von ihnen nicht mehr versucht werden, zu niedern Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen, um die Zahl seiner Beichtkinder zu vermehren, nicht mehr seine Neujahrsbesuche bei den Beichtkindern seines Kollegen abstaten und sie für sich zu gewinnen suchen; wodurch natürlich der ganze Stand der Prediger in der öffentlichen Achtung herabgesetzt, und seiner Nutzbarkeit beraubt werden muß. — Könnt' ich es Euch doch

laut sagen, daß Ihr eine kräftige Vormauer gegen die immer mehr einreissende Sittenlosigkeit bauen könntet, wenn Ihr die eingerissenen Mißbräuche beim Predigerstande abschaffet: und dies könnt Ihr, sobald Ihr nur — wollt.

Unter diesen Umständen kannst Du, lieber Freund, leicht auf den Zustand der Religion schliessen. Ein Theil der Einwohner geht fleißig und aus Gewohnheit in die Kirche, und zu bestimmten Zeiten zum Abendmahl; aber dies auch oft mehr aus Zwang und Furcht, als aus religiöser Überzeugung. Ein anderer größerer Theil geht nie in die Kirche, nie oder selten zum Abendmahl; aber derer, bei denen ich eine wahre religiöse Denkungsart angetroffen habe, waren wenige. Von aller Schuld am religiösen Unglauben, so wie am Aberglauben, sind die Prediger gewiß nicht frei. In ihren Katechisationen hängen sie steif und fest an alten Religionsbegriffen; nun entwachsen die Kinder der Schule, wo ihr Verstand auch keine Nahrung gefunden hat; ihr Nachdenken erwacht mit den Jahren, und nun glauben sie nichts, weil sie das, was man ihnen bisher gelehrt hat, mit ihren eigenen Begriffen nicht zusammenräumen können. Diese Bemerkung hat mich auf den Schlaf gebracht, daß viel-

leicht in unsern Zeiten die Prediger am meisten zur Irreligiosität beitragen, indem sie den jungen Leuten unbegreifliche Dinge lehren, die dann, wenn sie in späten Jahren anfangen ihren Kopf aufzuräumen, das Kind samt dem Bade ausschütten.

Aufser den beiden Predigern auf dem Dohm, die sich ebenfalls ihren Anhang in der Stadt gesammelt haben, stehen noch an jeder der zwei deutschen Stadtkirchen zwei Prediger, von denen der älteste Superintendent heisst. Ferner sind auch zwei schwedische und zwei esthnische Prediger an besondern Kirchen angestellt. Sie bilden das Stadt-Konsistorium, und haben leider auch ihr eigenes Gesangbuch, das voll sinnloser Lieder wimmelt. Da nun der Mann todt ist, dessen Stolz die Einführung des Gesangbuchs auf dem Dohm, welches eine Sammlung schöner Lieder enthält, gehindert haben soll: so weifs ich nicht, warum die jetzigen Prediger jenes Gesangbuch, das man schon in den meisten Häusern besitzt, nicht einführen. Ob diese Saumseligkeit bei so unbedeutenden Schwierigkeiten zu loben ist? Aufser diesen lutherischen Kirchen giebt es noch in der Stadt zwei, und in den Vorstädten drei griechische Kirchen, die nur in so fern merkwürdig sind, dafs sie erstlich wegen des An-

schlagens der Glocken, das fast den ganzen Tag hindurch dauert, die unangenehmste Nachbarschaft abgeben, und dafs sie zweitens ein Beweis sind, bis zu welcher Gedankenlosigkeit in der Religion der Mensch gebracht werden kann. Der Russe kauft für seinen Schutzheiligen sein Lichtchen, schlägt sein Kreuz vor der Brust, sieht den Zeremonien der Popen zu, spricht sein Herr, erbarme dich mein! und geht so ungebessert und unbelehrt wieder heim. — An dem Betragen der Popen kann sich der Russe auch nicht erbauen: denn nicht selten liegen sie betrunken im Wege, nicht selten verrichten sie berauscht mit stammelnder Zunge ihre Kirchengebräuche. Bei den Nachdenkenden erregt der Anblick dieses Gottesdienstes manche traurige, zugleich aber auch, bei dem Gedanken, dafs der so roh erzogene Russe doch noch so gut ist, eine überaus frohe Empfindung. Aufser einer Trivial- und Mädchenschule hat die Stadt ein Gymnasium, wo unter den Professoren das Rectorat abwechselt; und neben diesen besteht auf dem Dohm eine Schule, die von der Ritterschaft unterhalten wird. Man giebt den Lehrern Mangel an Fleifs Schuld: mit welchem Recht, weifs ich nicht. Aber so viel glaube ich doch, dafs es für die Ehre der Lehrer gut wäre,

wenn sie, so wie sonst, öffentliche Examina hielten: denn diese, mögen sie auch nur Blendwerk seyn — ermuntern doch immer Lehrer und Lernende. Die Klagen, die die Lehrer zu führen haben, sind, daß sie so wenig Macht über die Schüler in den Händen haben, indem sie, vermöge eines kaiserlichen Verbots, den ruchlosesten Buben nicht körperlich züchtigen dürfen. Wie sehr auch ihr Muth oft niedergeschlagen wird, kann man daraus sehen, daß der Professor Arrelius, der sich durch die Übersetzung des Noth- und Hülfsbüchleins, und mehrerer Volksbücher ins Esthnische, verdient gemacht hat, als er am Ende seines Rectorats der Konferenz einige schriftlich abgefaßte Vorschläge zur Verbesserung der Schule vorlesen wollte: von dem Bürgermeister Harp, als Scholarchen, die Antwort erhielt: Er sollte nur sein Papier wieder einstecken; das alles wisse er, ohne daß er es von ihm erfahren dürfte. In einer guten Verfassung mögen wol die öffentlichen Schulen, ungeachtet manches geschickten und fleißigen Lehrers, nicht seyn, weil sonst die Eltern nicht leicht ihre Kinder weit lieber, und mit mehreren Unkosten, in Privat-anstalten schicken würden. Weder öffentliche noch Privatschulen werden aber in Reval eine bessere Generation hervor-

bringen, wofern man nicht anfängt, die häusliche Erziehung zu verbessern. — Die Mütter in Reval denken zu wenig an ihre mütterliche Pflicht, und hängen zu sehr dem Vergnügen nach, als daß es ihnen einfallen sollte, ihre Kinder selbst zu säugen. Folgt ja eine zärtliche Mutter dem Winke der Natur, so sucht man sie auf alle Weise von der Erfüllung der süßesten Mutterpflicht abzuhalten, indem man ihr vorstellt, welche Unbequemlichkeiten sie sich dadurch zuziehen würde. Die Ammen, die man miethet, kommen gewöhnlich vom Lande in die Stadt, wo sie eine ganz ungewohnte Lebensart anfangen, und durch ein Übermaas von neuen Speisen ihren, bei der vorigen magern Kost abgezehrten, Körper außerordentlich fett mästen. Dadurch entsteht zugleich eine Verderbnis ihrer Säfte, die in den Säugling übergeben, und ihm eine Menge Krankheiten, z. B. Hautausschläge, mittheilen, die man in andern Gegenden bei weitem nicht so häufig antrifft. Aber an diese Gefahr denken die Deutschen dort eben so wenig, als an den moralischen Schaden, dem Kinder bei solchen oft gänzlich verderbten und beinah völlig thierischen Ammen ausgesetzt sind. Der zweite Fehler, den ich bei der ersten Erziehung bemerkt habe, ist der, daß die lieben Mütter gar zu wenig für die

Seele ihrer Kinder, desto mehr aber für ihren Leib sorgen, indem sie sie bis zum Erstaunen mit Speisen überfüllen, und an allen Gaste-reien Antheil nehmen lassen. Dabei wachsen die Kinder schnell heran, und bekommen viel Fleisch auf den Knochen, und ein blühendes, aber oft betrügliches Kolorit. Ihre Seele hin-gegen scheint im Fleische vergraben zu seyn, denn dabei bleiben sie so dumm und unwis-send, dafs oft Knaben von zehn Jahren leicht von einem sieben- bis achtjährigen Knaben Deutschlands beschämt werden könnten. Was man sie früh lehrt, ist, sich einen gefälligen Anstand und beiläufig auch etwas Etiquette zu verschaffen, dann eher die Noten als die Buchstaben verstehn, eher ein Häuschen zeichnen, als Wörter richtig schreiben zu ler-nen. Man sollte glauben, junge Leute aus einem so kalten Klima müßten viel Kälte vertragen können; allein nichts weniger, als dies. — Jeder gebohrne Deutsche beschämt diese Weichlinge, die man früh mit Pelzen von Kopf bis zu Fuß einhüllt. Freilich herrscht dort eine kalte Witterung, um de-rentwillen man fast beständig Stiefeln, und die Hälfte des Jahres wollene Strümpfe tragen muß; ja nur kurze Zeit ohne Überrock gehen darf. Allein dessen ungeachtet ist es unnö-thig, die Kinder sorgfältig vor jeder rauhen

Witterung zu schützen, und hauptsächlich rathsam, den Kindern die Pelze zu nehmen, wofern man nicht die meiste Zeit des Tages sich in der Kälte aufhält.

Da ich hier eben des reval'schen Klima gedenke, so benutze ich diese Veranlassung und hole über diesen Gegenstand das nach, was ich bis jetzt versäumt habe. Den größ-ten Theil des Jahres nimmt, wie ich Dir schon gesagt habe, der Winter ein. Er fängt sich gewöhnlich im Oktober an, wo der erste Schnee fällt, (im Jahr 1796 schneiete es schon den 30sten September) der aber bald wieder wegthauet. Im November fällt der zweite Schnee, der, ob er gleich zuweilen et-was zusammenschmilzt, doch bald wieder er-setzt wird, und so meist den ganzen Winter hindurch den Erdboden bedeckt, die Schlit-tenbahn unterhält, und so den Einwohnern eines ihrer vorzüglichern Vergnügen gewährt. Von den vielen schönen Wintertagen, wo der Himmel ganz heiter, die Luft ganz still und die Kälte mild und erquickend ist, kann man sich in Deutschland keinen wahren Be-griff machen. Die strengste Kälte, die manch-mal so hoch steigt, dafs die Krähen todt aus der Luft fallen, herrscht gegen das Ende Dezembers, im Anfange des Januars und Fe-bruars, und die angenehmsten Wintertage sind

im März, wo die Sonne schon etwas wärmer scheint, ohne jedoch Thauwetter zu erregen. Auch die Menge des Schnees ist einem Deutschen auffallend, besonders wenn er sieht, daß er sich an Bauernhäusern so anhäuft, daß man beinahe über sie hinwegfahren könnte, und daß man im Winter über Zäune und Pforten fährt, statt neben ihnen und durch sie zu fahren. Das Ende des Winters ist verschieden, und kann oft länger dauern, wenn nicht bald ein günstiger Südost- oder Ostwind das Treib-eis wegschafft, das sich auf der Rhede, oder auch wol im ganzen finnischen Meerbusen festgesetzt hat, und so zusammengefroren ist, daß selbst Flüchtlinge es wagen, über dasselbe nach Finnland zu fliehen, wo sie freie Menschen werden. Oft ist im Frühjahr das Fahrwasser bis Reval offen, aber die Fahrt von da nach Petersburg verschlossen; wo alsdann die nach der Hauptstadt bestimmten Schiffe in Reval einlaufen, und Zitronen, Austern und andere leicht verderbliche Waaren ausgeladen und zu Lande nach Petersburg transportirt werden. Wie gefährlich diese vom Eise geschlossene Fahrt für die Schiffe sey, kannst Du aus folgenden Beispielen sehen. Im Frühjahr 1796, wo die Rhede erst den 30sten April vom Eise befreit wurde, zeigte sich in der

Entfernung ein lübeck'sches Schiff, das aber vor vielem Treib-eis nicht näher kommen konnte, und, da es auch von anderm Treib-eise verfolgt wurde, im Eise still liegen mußte. Ein paar Matrosen wurden übers Eis ans Land geschickt, um dem Mangel an Lebensmitteln auf dem Schiffe abzuhelpen, und es gelang ihnen. Aber in einer Nacht kam ein starker Südostwind, und trieb das Schiff, das ganz mit Eise umgeben, und dessen Steuer-ruder ganz fest gefroren war, zu seinem Glück in die finnischen Schären, wo es ganz ruhig lag. Lange hörte man nichts von ihm, als es ganz unvernüthet nach einigen Wochen glücklich in den Hafen einlief. Da das Land ganz eben ist, von allen Seiten den Winden offen steht, und so nahe an der See liegt: so giebt es selten einen Tag, wo nicht der Wind wehet, und der Sommer hat oft recht kühle Tage, sobald der Wind von der See her, und so aus Norden bläst. Aus dieser Ursache, und auch wegen des häufig schnellabwechselnden Wetters, darf man keine leichten Sommer-kleider tragen, ja sogar selten einen ganzen Tag den Oberrock ablegen. Ist auch überdies an einem windigen Sommertage zugleich der Erdboden trocken, so füllen Sandwolken die Luft so, daß man meint, in die arabischen Sandwüsten versetzt

zu seyn. Die unangenehmsten Jahreszeiten dieser Gegend sind Frühjahr und Herbst, wo es oft fast beständig regnet oder dicke Nebel fallen. — An ein milderes und freundlicheres Klima gewöhnt, konnte es mir daher nie in Reval so recht gefallen, und ich danke Gott, daß mich mein Schicksal nicht auf meine ganze Lebenszeit an diesen Ort gebunden hat.

Dies wären denn die Bemerkungen über Reval und Esthland, die ich in der Absicht niederschrieb, um Dir diesen nördlichen Winkel der Erde von einer Dir vielleicht bisher noch unbekanntem Seite vors Auge zu stellen. Ich würde sie auch hiermit beschließen, wenn Du mir nicht geschrieben hättest: Du glaubtest, sie würden noch manchen Andern interessiren, und wolltest sie also dem Drucke übergeben. — Ich muß mich näher erklären: Ich bekam neulich durch einen Zufall die rintelschen theologischen Annalen in meine Hände, und las daselbst in der drei und dreißigsten und vier und dreißigsten Woche des Jahres 1797 einige Nachrichten über die esth- und liefländischen Prediger und Hofmeister. — Ich erschrak, als ich unter andern ungefähr folgendes las: Wenn ein junger Mann Ihrer Bekanntschaft mathematische

sche Kenntnisse besitzt, Französisch versteht, und Klavier spielt, und dabei den Muth hat, sein Glück im Auslande zu suchen: so lassen Sie ihn nach Riga oder Reval reisen, und dort seinen Wunsch, eine Hofmeisterstelle zu erlangen, in die öffentliche Blätter setzen; es wird ihm nicht fehlschlagen. Freilich mag bisher mancher sein Glück auf diesem Wege gefunden haben; allein jetzt hat sich dies gegen die vorigen Zeiten gar sehr verändert. Ehemals fehlte es dort an solchen Subjekten für Hofmeisterstellen, und selten kam einer ins Land, ohne bald nach seiner Ankunft eine Stelle zu finden. Allein jetzt studiren mehrere Landeskinder, und jenem Mangel ist abgeholfen worden. Während meines Aufenthalts in Reval kamen, wie ich weiß, nur zwei Ausländer aufs Gerathewohl an, quartirten sich, wie gewöhnlich, bei dem Rechenmeister Schramm ein, und fanden nach einiger Zeit Hofmeisterstellen; aber freilich waren dies Stellen, wie ich sie keinem wünsche. Woher das? — Aus dem ganz natürlichen Grunde, daß der Edelmann, der dafür bekannt ist, daß er seine Hofmeister gut behandelt, leicht einen würdigen Lehrer für seine Kinder findet: derjenige

aber, dessen Haus berüchtigt ist, sich an den Rechenmeister Schramm wendet, oder auch zu dem Wochenblatte seine Zuflucht nimmt, und wenn es mit seinem Rufe gar zu schlimm aussieht, so — sich einen Hofmeister aus Deutschland verschreibt. — Daher muß man sich selbst bei solchen Verschreibungen gar sehr vorsehen. Ich würde in diesem Falle rathen, in einem schriftlichen Kontrakt sowohl die Forderungen, als die Pflichtleistungen bestimmt festzusetzen, z. B. die Anzahl der Lehrstunden sich vorzubehalten, ein ruhiges Schulzimmer, einen Bedienten und ein Pferd zu verlangen, da man die beiden letzten Stücke in jenem Lande durchaus nicht entbehren kann. Gewöhnlich bekommt man eine Vergütung für den Kaffee, und wo dies nicht der Fall ist, da muß man es fodern, weil dies sonst oft die erste Veranlassung zu Uneinigkeiten giebt. Auch muß man darauf sehen, ob der Gehalt in Silber- oder Papiergeld (Bankomünze) versprochen wird; denn zwischen beiden ist ein großer Unterschied, indem das Banko-geld meist 25 bis 45 p. Ct. Agio gegen Silbergeld zahlt. Gewöhnlich bekommt ein Hofmeister in Esthland 200 Rubeln Silbermünze, nebst jährlicher Zulage von 50 Rubel, und steigt bis 300 Rubel. Es giebt freilich viele Häuser — aber wer

kennt sie in einer so weiten Entfernung, wie Deutschland von Esthland? — wo man besser thut, wenn man Anfangs in seinen Forderungen nicht allzustränge ist, weil die Eltern, sobald sie sehen, daß der Hofmeister ein geschickter und gewissenhafter Mann ist, ihm seine Tage, so viel wie möglich, zu erheitern suchen, und ihm dann freiwillig weit mehr zugestehn, als er durch einen Kontrakt vielleicht würde erhalten haben: denn ein guter Hofmeister ist dort selten; aber vielleicht ist man auch nirgends gegen einen treuen und gewissenhaften Erzieher seiner Kinder dankbarer, als dort. — Es ist wahr, was der Verfasser jener Nachrichten sagt, daß man besonders den verschriebenen Hofmeistern vorspiegelt, als sollten sie mit den jungen Herren dereinst auf Reisen gehn. In diesem Falle benutzen die Edelleute die Schwachheit der deutschen Hofmeister, indem dies eine Versprechung ist, auf deren Erfüllung der Hofmeister am Ende fast nicht bestehen kann. Statt dessen thut man weit besser, wenn man sich schriftlich eine Prämie von einer bestimmten Summe Geldes nach der vollendeten Erziehung der Kinder bedingt. Dies kostet den Edelleuten bei ihrem großen Reichthum kein großes Opfer, ja manche geben ihren alten Hofmeistern freiwillig eine

anständige Pension, die er zuweilen verzehren kann, wo er nur will. Die Ursache, warum die jungen Edelleute so selten auf Reisen gehn, ist wol hauptsächlich die, daß sie sich, so früh wie möglich, einen Titel zu verschaffen suchen. Zu dieser Absicht wurden sie unter der vorigen Kaiserin schon in der Wiege unter die Leibgarde eingeschrieben, traten, sobald sie erwachsen waren, ihre Dienste gewöhnlich als Kornets an, brachten es dann durch Bestechungen dahin, daß sie unter ein Feldregiment mit hohem Rang kamen, vier Wochen Dienste thaten, Urlaub nahmen, und nach Hause reisten. Dann brachten sie es bald wieder dahin, daß sie zu einem andern Regiment wieder mit höherm Range kamen, wo sie bald endlich ihren Abschied nahmen, und gewöhnlich als Major nach Hause kamen, um da ihre Güter zu verwalten. Ein großer Theil der jungen Edelleute widmet sich, wenn ihnen Güter fehlen, auch im Ernste dem Soldatenstande. Ob beide Arten von Militärdiensten, bei der gegenwärtigen strengen Verfassung des Militärs, noch fernerhin Statt finden werden, kann ich kaum glauben. Ein Hofmeister, um auf meinen eigentlichen Gegenstand zurückzukommen, kann sich darum dort nicht besser empfehlen, als wenn er einige mathematische Zeich-

nungen und die Fortifikations-Risse zu machen versteht. Vielleicht scheinen Dir aber die Forderungen, auf welche, wie ich Dir oben schrieb, ein Hofmeister bestehen sollte, zu hoch getrieben zu seyn, und wol gar das Ansehen von Unbilligkeit zu haben; allein laß mich Dir die Lage eines Hofmeisters in Esthland genauer schildern, und jene scheinbare Anmaßung und Unbilligkeit wird bald in Deinen Augen verschwinden. Die äußere glänzende Lage eines Hofmeisters, die in der weiten Entfernung einen noch stärkern Glanz erhält, blendet manchen deutschen jungen Mann. — Ein Bedienter, ein Reitpferd, und Equipage, — ey, denkt er, das sind herrliche Dinge! — Aber Geduld, lieber Freund! — Einen besondern Bedienten muß man haben, weil sonst sich niemand um den armen Hofmeister kümmern würde, indem jedes im Hause seine angewiesene Geschäfte hat, und übrigens hat der Edelmann auch Jungen genug, um Einen für des Hofmeisters Bedienung auszuheben. Pferd und Geschirr muß der Hofmeister haben, wenn er sich nicht gleich einem Staatsgefangenen auf dem Bezirk des Edelhofs einschließen, sondern von Zeit zu Zeit andere Gesichter, als die er täglich um sich hat, sehen und seine Nachbarn aufsuchen will. Zu diesen muß er aber einen

Weg von einer oder mehrern Meilen machen, und darum verliert der Besitz jener Dinge gar bald seinen Reitz, indem man sie als einen traurigen Nothbehelf ansieht, bei dem man keinen hinlänglichen Ersatz findet, wenn man übrigens im Hause nicht so begegnet wird, wie mans zu verdienen glaubt. — Dafs obige Forderungen nichts weniger als zu hoch getrieben sind, wird man sich leicht auch überzeugen, wenn man an alles das denkt, dem ein Hofmeister aus Deutschland dort entsagt. Er verläßt vielleicht einen vertrauten Kreis von Verwandten und Freunden, und kommt nun in ein Haus voll Menschen, mit denen in einen freundschaftlichen Umgang zu treten äußerst selten oder wol nie klug gehandelt ist; in eine Gegend, die oft von nahen Nachbarn (das heißt dort von solchen, die anderthalb Meilen entfernt wohnen) entblöst ist. Er geht aus einem Lande, wo es ihm nicht leicht an Gelegenheit fehlt, durch Umgang und Lektüre seinen Geist für die Welt und für seinen besondern Stand zu bilden, und tritt unter Menschen, die er bald ausstudirt, weil sie sich alle so ziemlich ähnlich sind; in eine Gegend, wo es ihm so äußerst schwer wird, sich für eine Wissenschaften auszubilden. Die hamburger Zeitung kann er freilich umsonst lesen, aber alle wissenschaftliche Bücher muß er sich, weil er keine leihen kann, selbst anschaffen. Er bekommt wol Nachricht von den wissenschaftlichen Fortschritten seines Zeitalters, denn die allgem. Literatur-Zeitung wird dort ziemlich häufig gelesen; aber desto trauriger ist es für ihn, wenn er seinen Blick auf sich selbst wendet, und sich mit seinen Landsleuten, hin-

ter denen er im wissenschaftlichen Fortschreiten zurückbleibt, vergleicht. Will er sich ein Buch anschaffen, auf welches ihn die gelehrte Zeitung aufmerksam gemacht hat, so muß er darauf meist ein ganzes Jahr, und bei der gegenwärtig eingeführten Censurgewiß noch weit länger, warten. Zeitschriften kann er zwar auch leicht erhalten, aber ihre Lektüre ist doch kein eigentliches nützlichcs Studium, das der wissenschaftlichen Kenntniß oft sehr nachtheilig ist. Gelehrten Umgang kann er auch selten genießen, denn unter den Predigern trifft er zwar meist gastfreie und umgängliche, aber nicht für Wissenschaften eingenommene Männer. Diese Umstände machen es begreiflich, wie mancher guter Kopf dort einschlafen muß. Und nun — kommt er nach einer Reihe von Jahren in sein Vaterland zurück, findet da einen großen Theil seiner ehemaligen Bekannten schon in die Ewigkeit hinübergegangen; ihm deucht alles verodet, verwaist, wie einem, der aus einem langwierigen Gefängnisse befreit wird, und die Freiheit nicht mehr zu schätzen weiß. Will er sich dann um ein öffentliches Amt bewerben, und vielleicht seine alten Ansprüche erneuern, so sucht man erst in den Protokollen seinen Namen, den man vergessen hat, auf. Aber nun muß er sich erst neue Konnexionen erwerben, und ehe ihm alles glückt, hat er oft das, woran er viele Jahre gesammelt hatte, rein aufgezehrt. Ein Glück ist's noch für ihn, wenn er sein ehemaliges Wohlleben vergessen, und sich an die frugale Lebensart seines Vaterlandes wieder gewöhnen kann. Denn nur wenige haben das Glück, noch bei Zeiten in ihr deutsches Vater-

land zurückgerufen zu werden, ehe sie sich gänzlich an die luxuriöse Lebensart Esthlands gewöhnt haben. Kann also ein esthländischer Edelmann wol das ganz vergüten, was ihm ein deutscher Hofmeister aufopfert? und möchtest Du wol einem, der sein Glück in Deutschland zu finden nicht verzweifeln darf, im Ernste rathen, als Hofmeister nach Ehst- oder Lief- oder Esthland zu gehn? Nein, wenn ein junger Mann Lust hat, nach Lief- oder Esthland zu gehen, und er Dich deshalb um Rath fragt, so stelle ihm vor, was er alsdann aufopfern müsse; vergifs nicht, ihm zu sagen, das er seine vaterländischen Verbindungen aufgeben, den Umgang mit seinen Freunden vergessen, und sich oft auf ein entlegenes Gut einkerkeren müsse, auf dem er in langen Winterabenden wol manchmal nicht anders die Längeweile werde vertreiben können, als wenn er mit der Familie Erbsen lese; und vor allen Dingen ruf ihm laut zu, das seine Liebe zu den Wissenschaften gar leicht aller Nahrung beraubt werden könne, und das, wofern er nicht eine Predigerstelle dort erlange, bei der ihn aber, wenn er ein menschenfreundliches Herz hat, mehr traurige und niederschlagende als angenehme und frohe Empfindungen erwarten, er mit weiter nichts als — mit einer Hand voll Geld in sein Vaterland zurückkehren müsse, weil dies doch seine letzte Zuflucht seyn würde, wofern er sich nicht in spätern Jahren als alter Hofmeister zu Tode füttern lassen mag.

281